This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 315 213

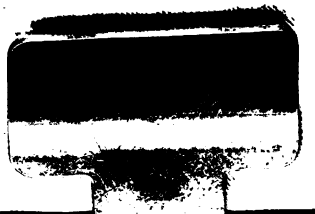
Aquarellskizzen

von

Elise Polko.

Polko

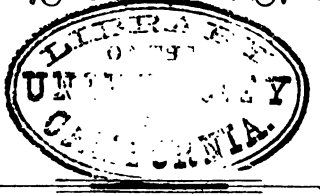
GERMAN LIBRARY.
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
GIFT OF
Dr. Julius Rosenstein
Received 1885
Accessions No. 26717 Shelf No. P769 869



Aquarellskizzen.

Von

Elise Polko.



Bremen, 1874.
Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.
U. L. Fr. Kirchhof 4.

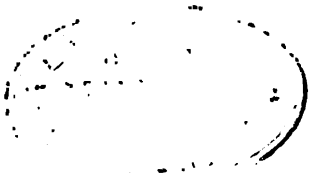
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

2717

PT 2449
P4 A68
1874
MAIN

Inhalt

		Seite
I.	Niente da fare	1
II.	Aus alten Zeiten	12
III.	Im Bildersaal	45
IV.	Warum Friedrich Reichardt keine Biographie Gluck's geschrieben	66
V.	Die Herzogin von Rhetz	77
VI.	Deutsche Lieder	86
VII.	Ein Weihnachtsgeschenk	99
VIII.	Vom „Elias" von Mendelssohn	111
IX.	Ein Maitag	116
X.	Aus alten Büchern	131
XI.	Ein Kinderasyl	158
XII.	Vaucluse und Arqua	170
XIII.	Ein echter Ritter	190
XIV.	Aus einem Herbarium	199
XV.	Unser Nixchen	238
XVI.	Zum hundertjährigen Geburtstag. Gedenkblatt	254
XVII.	Münster-Erinnerung	266
XVIII.	Dranmor	278
XIX.	Ein vergessenes Kloster	288



I.

Niente da fare.

Wie doch der Anblick irgend eines Gegenstandes aus den Gedanken, die er hervorruft, oft den goldenen Faden eines Gedanken so hastig und unaufhaltsam weiter spinnt und die wunderbare „filare“ ihn hintreibt und festknüpft, so weit, weit von jenem Etwas, wo er seinen Anfang nahm, — ähnlich jenen feinen, leuchtenden Sommerfäden, die in der Luft einer sanften unwiderstehlichen Strömnng folgend, von der höchsten Baumspitze auf den moosbewachsenen Stein niedersinken, vom Flügel eines Vogels zum Rockärmel eines Arbeiters, von der letzten Rose des Gartens zum Schneckenhaus unter welken Blättern. —

Wir standen im Berliner Künstlerverein vor einem wunderbar lebensfrischen und farbenreichen Bilde vom Maler Rotta, vor — einem alten italienischen Hans Sachs, dem eine ganz allerliebste

Eva mit rührendem Vertrauen einen Schuh bringt, den nur ein Zauberer von Profession hätte heilen können, ein gewöhnlicher sterblicher Schuster konnte absolut, — selbst unter Wagner'scher Musikbegleitung, nichts mehr mit ihm und aus ihm machen. — „Niente da fare“ lautet der Endspruch des Vielerfahrenen, und mit ziemlicher Fassung vernimmt die Kleine dies Urtheil. Und von diesem plumpen Lederschuh in der Hand des Italieners flog das leichte Gedankenfädchen durch die Zeit eines Jahrhunderts — vorbei an dem zierlichen Atlasschuh einer Sängerin, der zu tausendmalen an den Kopf eines italienischen Maëstro di Capella und Componisten flog, mit dem Motto: „niente da fare!“ wenn er ihr Arien brachte, die sie nicht singen wollte oder konnte, — — bis zu einer leuchtenden Gestalt: Wolfgang Amadeus Mozart.

Vor hundert Jahren sagte der berühmte englische Musik-Reisende Dr. Burney von Mailand nur: „Die Stadt ist sehr groß und volkreich und wird allda die Musik viel getrieben.“ —

Piccini's „Regno della Luna“ stand auf dem Repertoir und wechselte ab mit der komischen Oper l'Aurore artignano von Florian Gasmann, dem deutschen Lehrmeister Salieri's. Der berühmte

alte Martini war eben in dem Kloster Santa Maria Maddalena als Kirchencapellmeister angestellt, und lehrte die Nonnen seine Messen so wunderbar schön singen, daß man Sphärenmusik zu hören vermeinte bei diesen Chören. — Unter den Musikern und Sängern der verschiedenen Theater befanden sich Italiener und Franzosen, — der vielgefeierte Aprill entzückte noch immer die Hörer durch die feine edle Art seiner Sangesweise, als Prima donna assoluta aber herrschte tyrannisch Lucia Piccinelli. Das Ballet war glänzend und die beiden, Saltatori Palecini und seine reizende Frau, waren die verzogenen Lieblinge Mailands. —

Das damalige Theater schildert Burney folgendermaßen:

„Das Theater ist hier sehr breit und prächtig; — es sind fünf Reihen Logen auf jeder Seite, jede Reihe zu hundert, und parallel mit ihnen läuft eine breite Galerie als ein Zugang zu jeder Reihe Logen rund um das ganze Haus herum; jede Loge enthält 6 Personen, die zur Seite einander gegenüber sitzen. Auf der Communicationsgalerie sind besondere Zimmer für jede Loge, worin Kamine und gute Anstalten zu Erquickungen

und zum Kartenspiel sind. In der vierten Reihe sind Pharaotische, auf jeder Seite des Hauses einer, welche während der Vorstellung der Oper gebraucht werden. Gegenüber dem Theater ist eine sehr große Loge, welche blos für den Statthalter von Mailand und seine Damen bestimmt ist. Der Lärm während der Vorstellung war abscheulich, ausgenommen als ein paar Arien und ein Duett gesungen wurden, die Jedermann in Entzücken setzten. Als das Duett zu Ende war, bezeigte Jeder seinen Beifall unaufhörlich mit großer Heftigkeit, bis die Sänger noch einmal anfingen, denn das ist hier die Art, eine Favoritarie noch einmal zu fordern. Dreißig Edelleute sind die Unternehmer der hiesigen Opern, man unterschreibt sich mit sechszig Zechinen, wofür jeder Subscribent eine freie Loge hat; die übrigen Logen, die erste Reihe — la prima fila, für fünfzig, die zweite für dreißig u. s. w. werden vermiethet. — Man spielt alle Abend, Freitags ausgenommen." — Und an den meisten dieser Abende schmetterte die Tyrannin der damaligen Mailänder Oper, Signora Piccinelli, ihre Fiorituren und Triller mit dem ganzen Siegesbewußtsein und der stolzen Unfehlbarkeit einer langjährigen Favorita in die Luft. — Daß sie

nicht mehr klar und rein waren, daß es zuweilen war, als ob verschiedene Steinchen im Wege lagen, daß der Athem oft nicht ausreichen wollte, daß die Gestalt an Umfang zunahm, je dünner und spitzer die Stimme wurde, daß die einst so sichern Töne in der schwindelnden Höhe nicht mehr auf festen Füßen standen, — wer hätte gewagt, es laut zu behaupten?! Lucia blieb Jahr aus Jahr ein die Königin der Oper in Mailand und wehe ihrer jugendlichen Nebenbuhlerin Marietta Baglioni, wenn sie es wagte, die kleine Hand nach irgend einer Bravourarie auszustrecken. — Die vornehme Männerwelt lag ihr aus Gewohnheit zu Füßen, ihre Carozza war die schönste der Stadt und ihre Wohnung glich einem Feenpalast. Ihre Verehrer sahen nur ihr Lächeln, hörten nur ihr belustigendes neckisch-boshaftes Geplauder. — Das Stirnrunzeln, die Scheltworte, das Stampfen der kleinen Füße blieb für Einen aufgespart: für Luigi Monza, den armen Capellmeister und Operncomponisten. — Das war ein Dasein voll Qual und stiller Marter. Er hatte für jede Carnevals-Stagione eine neue Oper zu componiren, mit großen Arien für die Piccinelli und möglichst geringen Rollen für die kleine Marietta. Täglich erschien

der Maëſtro nun bei ſeiner Prima donna mit Notenrollen unter dem Arm und ſorgenſchwerer Miene. Man hörte dann ein Solfeggiren und Trillern hin und her, oft aber auch andere Laute. Man behauptete nämlich, daß die Signora in ihrem Zorn ihren kleinen Schuh auszuziehen pflege, um auf dem Rücken des Capellmeiſters den Tact zu ſchlagen. Gar oft fanden Beſucher den Boden unter dem Clavier mit zerriſſenen Notenblättern bedeckt. — „Niente da fare!“, mit dem Dinge da iſt nichts zu machen,“ pflegte die Grauſame dann achſelzuckend zu ſagen, wenn ihr eine Arie nicht bequem war, — und die Papierfetzen flogen um den Kopf des Geduldigen. — Er hatte ſich daheim einen Schrank machen laſſen, in welchem er alle die Abſchriften der verſchmähten Arien und Muſikſtücke ſorgſam aufbewahrte. Oben darüber prangte mit goldenen Lettern die Inſchrift: „Niente da fare!“ — Seit Jahren ſchon hatte Monza für Lucia Piccinelli Alles ertragen, denn er liebte ſie mit jener demüthigen Zärtlichkeit, die willig die ſchlagende Peitſche küßt, und hoffte — und von Jahr zu Jahr war dieſe Hoffnung gerechtfertigter, daß ſeine ſingende Tyrannin eines Tages ihre weiße Hand in die ſeine legen werde zum Zeichen ewiger Ver-

söhnung — — dann nicht mehr Lucia Piccinelli, sondern Lucia Monza.

Und er täuschte sich nicht — die Prima donna dachte selber in der That an solch ein Endziel. — Seit einiger Zeit tauchten Elemente auf, die sich nicht mit einem Stoß des kleinen Fußes bei Seite schieben ließen, — neue Opern, die gesungen werden mußten, von barbarischen Deutschen componirt, da schrieb ein Gasmann unter dem Beifall von ganz Italien Opern und ein Naumann, und eines Tages meldete Monza ganz erschrocken sogar einen dritten Deutschen, den man direct aus Wien hierher nach Mailand geschickt. Er hatte bereits eine fertige Oper, Lucia Silla, in der Tasche für die nächste Stagione, und dieser Mensch war noch dazu ein Bürschchen von kaum sechszehn Jahren, — Mozart mit Namen. — —

Lucia lachte hell auf. — „Der Kleine soll für mich, die große Piccinelli, componiren?“ fragte sie halb belustigt, halb empört. „Man schicke ihn mir her, ich will ihm den Kopf zurecht setzen, daß er erfahre, was es heißt, für eine italienische Prima donna Arien schreiben zu wollen.“ —

Und eines Morgens stand denn wirklich der „Kleine“, unser Wolfgang Amadeus Mozart mit

der Partitur seines Lucia Silla unter dem Arm in dem Boudoir der Sängerin und sah ihr mit seinen wunderschönen Augen hell und furchtlos in's Gesicht. Jener Mozart, den einst eine Kaiserin Maria Theresia auf den Arm genommen und geküßt, der an der Hand der kleinen Maria Antoinette die Prachträume der Wiener Hofburg durchwandern durfte, und den eine Pompadour gestreichelt, schien nicht im Geringsten geblendet von dem Luxus des Empfangszimmers einer italienischen Prima donna assoluta und durchaus nicht aus der Fassung gebracht durch die parfümirten Wolken von rosenrothem Seidenstoff, durch die Fluthen von Spitzen, durch den Glanz weißer Schultern und das Flimmern und Blitzen kostbarer Steine. Von der Stirn der Piccinelli schwanden die drohenden Wolken beim Anblick des reizenden Kindergesichts vor ihr. Sie lächelte ihn an, nahm ihn bei der Hand, führte ihn zum Flügel und gebot ihm, sich zu setzen. „Wir werden mit einander fertig werden, caro mio," sagte sie, ihm auf die Wangen klopfend, „wenn Ihr thut, was ich will. Laßt hören, was Ihr da fertig gebracht! Gefallen mir Eure Arien nicht, mein Kind, so müßt Ihr mir so lange eine andere componiren, bis sie mir

paßt. Ich pflege das mit jedem Capellmeiſter ſo zu halten. — Capisco!“ — Mozart nickte lächelnd, ſetzte ſich an's Clavier und begann zu ſpielen. Die Piccinelli lehnte ſich an den Stuhl und ſchaute neugierig und ein wenig ſpöttiſch in die Noten. Allmählig ging aber der Ausdruck ihres Geſichts in helles Staunen über —: „was doch der Kleine konnte!“ —

Mit ihrer Arie aber war ſie nicht zufrieden — ſie lag ihr zu hoch — und die Fiorituren erſchienen unbequem. — „Niente da fare!“ ſagte ſie in ihrer gewohnten Weiſe, — „ich ſehe ſchon — Ihr müßt mir andere Arien componiren, figlio mio!“

„Aber ich habe Euch ja noch gar nicht ſingen hören und weiß alſo nicht, was Ihr haben wollt und brauchen könnt!“

Sie legte ihm eine Piccini'ſche Arie vor und warf mit den Reſten ihrer Stimme ihm gnädig einige blendende Paſſagen hin. —

„Und ſingt Ihr auch ein ſanftes Arioſo, — habt Ihr ein Portamento?“ — Sie ſah ihn zornig an. —

„Ich will eben Portamento — hört Ihr es, Kleiner — — damit iſt Alles geſagt. Und nun

ſchickt mir neue Arien bis morgen und geht zu meinem Capellmeiſter Monza, damit er Euch zeige, wie Ihr's machen ſollt. Mit ſeiner Arbeit bin ich leidlich zufrieden, wenn ich auch zuweilen immer noch mit ihm ſchelten muß! Addio figlio mio — a prevederci!"

Und an demſelben Tage ſtand Wolfgang Amadeus lachend vor dem mächtigen Schranke des armen Liebenden, und las wieder und wieder die bedeutungsvolle Inſchrift: „Niente da fare", zählte die verſchmähten Arien, die jene Donna Capricciosa ihrem geduldigen Verehrer zurückgeſchickt und ließ ſich dann bei der kleinen niedlichen Marietta melden. — —

Dort ſang und trillerte es wie Lerchenjubel bis tief in die Nacht hinein, und die reizende junge Sängerin ſoll beim Abſchiede dem kleinen Deutſchen vor lauter Freude um den Hals gefallen ſein, ob nur vor Entzücken an ſeiner ſchönen Muſik oder — an ſeinem allerliebſten Geſicht mit den Kinderaugen, das konnte freilich Niemand wiſſen. — —

Die Tyrannin Mailands aber erhielt am nächſten Morgen ein leeres Notenblatt. — — Ein Zettelchen lag dabei, worauf die Worte ſtanden: „Niente da fare!" Aus der Stimme der Signora

Piccinelli ist nichts mehr zu machen. Der kleine Mozart. —

— In der nächsten Stagione geschah das Unerhörte: die kleine Marietta sang die Hauptrolle in der neuen Oper des barbaro tedesco — und Sängerin und Musik errangen einen unerhörten Erfolg. — Die Piccinelli hatte Mailand für immer verlassen. —

Als später die Mozart'schen Opern auf ihrem Triumphzug auch die Villa Venezia erreichte und der getreue Monza schüchtern der noch immer gefürchteten alten Prima donna eines Tages eine Probe dieser Wunderwerke vorzulegen wagte, warf sie ihm in alter süßer Gewohnheit die Blätter in's Gesicht — und ihren Lippen entfloh — mit einem Accent höchsten Zornes — der Ruf:

„Niente da fare!"

II.

Aus alten Zeiten.

Eine Ausstellung im Berliner Zeughause im November 1872.

Motto:
„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren."
Goethe.

Nichts erregt doch die Phantasie mächtiger und und verlockt sie zum „Irrlichteliren" hin und her, und treibt sie an, Bilder zu malen oder verblaßte Umrisse aufzufrischen, als eine Zusammenstellung von Geräthen, Stoffen und Kunstwerken verschiedener Zeiten und Völker, gleichsam eine Geschichtsmosaik, an der sich ohne große Mühe und Arbeit die Vergangenheit studiren läßt.

Jeder Beschauer solcher Sammlung wird sich nach seiner Individualität und nach seinen Neigungen von verschiedenen Gegenständen angezogen

fühlen, die Augen sehen ja so verschieden, — aber Jeder dürfte doch eine fruchtbringende Erinnerung nach Hause tragen, — wie man eine Blume mitnimmt aus einem üppigen Garten, — der Künstler wie der Handwerker, der Gelehrte wie der Laie.

Aus wunderlichen Formen blühen edlere, reinere auf, seltsame Zeichnungen bringen schöpferische Gedanken, halb Vollendetes regt zu neuer Arbeit an, und der Rest läßt uns wenigstens tagelang grübeln, sinnen und träumen.

Hie und da blitzte es ja auf wie ein blendender Lichtstrahl beim Anblick irgend eines scheinbar todten Gegenstandes, wie ein versunkenes Vineta erhob sich plötzlich eine ganze Stadt aus den Wellen der Vergessenheit, oder eine Scene wurde lebendig, ein Act der Geschichte, irgend eine Menschengestalt. Wie aus weiter Ferne zitterten wundersame Melodien durch die Luft, die Welt von heute ist vergessen für eine Weile.

Aber man muß eine Seele neben sich wissen, die eine Antwort hat auf jede unserer Fragen, die unsere Begeisterung theilt und uns gleichsam sehen hilft, einen sicheren Führer, der unsere Schritte lenkt, nur dann ist solch Schauen und Wandern ein bleibender Gewinn.

Wie stolz und ernst sind doch die Räume des mächtigen alten Zeughauses in Berlin, dessen Grundstein die Hand Friedrichs des Ersten im Jahre 1695 legte, dessen Bau die berühmten Meister de Bodt und Nehring leiteten, und dessen Ausschmückung mit Bildwerken des genialen Schlüter's Künstlerhand unternahm.

Zum ersten Mal betrat mein Fuß die imposante Waffenhalle. Fast zagend stand ich vor jenen Riesensäulen aus Gewehrläufen gebildet, und schaute zu den unzähligen Trophäen und Fahnen auf, die von so schweren Kämpfen und Siegen redeten; zerfetzt und zerbrochen, von Pulverdampf geschwärzt, erzählen sie stumm ihre erschütternde Geschichte.

Es war unmöglich die Augen sofort zu lösen von all diesen Rüstungen und grausigen Todeswerkzeugen bei jenem Besuch der „Ausstellung älterer kunstgewerblicher Gegenstände," die vom Kronprinzen und der Kronprinzessin in's Leben gerufen, täglich, vom September bis in die Mitte des Novembers Schaaren von Schaulustigen aller Stände herbeilockte, vom schlichten Arbeiter bis hinauf zum Fürsten, von der armen Nähterin bis zur vornehmsten Frau. Alles Material von

Werth und Bedeutung war aus den verschiedenen königlichen Schlössern und öffentlichen Sammlungen zusammen getragen worden, und stellte sich in anmuthigster, übersichtlich geordneter Weise dar. Auch hatten viele Privatbesitzer kunstgeschichtlicher Gegenstände aus den verschiedensten Schichten der Gesellschaft ihre Schätze bereitwillig hiehergebracht.

Aus Berlin, Potsdam und Charlottenburg waren verborgene Herrlichkeiten von höchstem historischen Interesse nun den staunenden Blicken des Publikums preisgegeben, das königliche Museum, diese unerschöpfliche Schatzkammer, hatte ergänzt, wo sich Lücken zeigten, ebenso das Beuth-Schinkel-Museum und andere bedeutende städtische Sammlungen, Akademien und Bibliotheken. Wie viele graue, schwere Staubwolken mögen wohl emporgestiegen sein beim Hervorsuchen von Schönheiten, die jahrelang kein Strahl des rosigen Lichtes getroffen, und die sich nun sonnen dürfen viele, viele Tage lang.

Unbeschreiblich großartig war dem Eingang zunächst die starre Welt der Waffen und Rüstzeuge der ältesten Zeiten, vor deren Pforten schwarze, regungslose Ritter strengste Wacht hielten. Die Erläuterungen meines militärischen Freundes und

Führers hielten mich bei mancher prachtvollen Arbeit der berühmten Augsburger und italienischen Waffenschmiede fest, bei manchem getriebenen Schild und Helm von schönster Zeichnung, bei manchem mit Edelsteinen besetzten funkelnden Dolch des Orients. Dann aber geleitete er mich in das äußerste Ende des rechten Flügels, wo die historische Sammlung beginnt, äußerst geschickt und bequem in Glasschränken und Kästen geordnet und an den Wänden befestigt oder aufgestellt.

Das Mittelalter umfängt uns plötzlich und zwar jene früheste Urzeit, in der Gustav Freytag's neuester Roman beginnt. Ringsumher fällt der staunende Blick nur auf Gegenstände aus dem IV.—XV. Jahrhundert. So durften wir denn gleichsam den ersten Athemzug der frühchristlichen Kunst belauschen und zuschauen, wie sie ihr Leben aus den überlieferten Formen der römischen Antike empfängt, dann an die byzantische Form sich anlehnt, in den romanischen Styl hinübergleitet, um endlich zur vollen Herrlichkeit der reinsten Spitzbogenarchitektur emporzublühen. Eine Fülle seltener und kostbarer Dinge ruhten hier friedlich nebeneinander, die doch Jahrhunderte trennten, und zwischen die sich einst ganze Länder

und Meere gedrängt, wiewohl auch Menschen Hand in Hand stehen, die doch innerlich sich abgrundtief von einander entfernt fühlen. Da war eine uralte Bronzestatue des heiligen Petrus und eine Elfenbeinbüchse mit der Darstellung Christi aus dem dritten Jahrhundert, noch antik-römisch in den Formen, neben altorientalischen Jagdhörnern, und byzantinisches Email aus dem IX. Jahrhundert neben einer farbigen Glasmosaik, wie sie jetzt aus langem Schlaf in frischester Schönheit wieder durch Salviati in Venedig neu ersteht. Auf den ehrwürdigen alten Kaiserstuhl aus Goslar fiel helles Sonnenlicht, nicht weit von ihm standen bunt bemalte geschnitzte Chorstühle aus dem XIII. Jahrhundert. Gothische Tische und fein geschnittene Holzkasten, geschmückt mit zierlichen Wappen und Ranken sahen wir, wie sie das XV. Jahrhundert brachte und einen schönen sogenannten Klappaltar des berühmten Bilderschnitzers Veit Stoß aus Nürnberg. Prächtige Arbeiten der deutschen und italienischen Goldschmiede, Glasmaler und Teppichwirker waren aufgehäuft, fremd und seltsam erschien zwischen all den Ostensorien, dem silbernen Agnus Dei, den Kreuzen, Reliquienbehältern, Kelchen und Manipeln eine große Büchse

mit einer Anbetung der Frau Venus. Auch entdeckten wir noch allerlei reizende Minneſcenen, auf das zierlichſte in Elfenbein geſchnitten, die an das ſüße Lied Walthers von der Vogelweide gemahnten:

„Unter den Linden an der Haide,
Wo ich mit meinem Trauten ſaß,
Da mögt ihr finden,
Wie wir Beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wall mit ſüßem Schall
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall.“

Koſtbare Beſchläge heiliger Bücher ſchimmerten hinter den Glasſcheiben, auch der ehrwürdige Dom zu Minden an der Weſer hatte ein kunſtvolles Vomile geliefert, von der Hand des vielgerühmten Goldſchmieds Reinecke von Dreſche. Und dennoch verſank das Alles urplötzlich wie von Meereswellen überfluthet, wir ſtanden vor dem rieſenhaften Vordertheil eines Schiffes, das wie ein Märchen hineinragte in die Wirklichkeit. Es war der Bucentauro, jenes wunderbare Schiff, auf deſſen Deck der Doge von Venedig ſeine Vermählung mit der Adria feierte. Und da lag ſie vor uns die blaue Adria, das

unendliche Meer, und die zauberhafte Wasserblume „Venezia la Bella“ schaukelte sich auf den Wogen.

„Bucentauro?“ Woher stammt der Name? fragte ich leise.

„Man hat damit vielleicht ein Schiff bezeichnen wollen, das zweimal so groß war als jenes Centaur-Fahrzeug, das Virgil in seiner Aeneide nennt,“ lautete die Antwort. Und nun sahen wir wirklich ein Theilchen jenes schwimmenden Märchens vor uns, das unter dem Dogen Moncenigo erbaut, ein Wunder von Reichthum und Pracht genannt worden war. Hundert Fuß lang und über 24 Fuß breit, so beschreibt man den Bucentauro, waren seine 96 Fenster mit Blumengewinden und kostbaren Verzierungen geschmückt. Er war in zwei Stockwerke eingetheilt, in dem unteren befanden sich die 168 Arsenalaleoten, die Ruderer des Arsenals, in dem oberen hielt sich der Doge mit den Würdenträgern des Staates auf, den Gesandten der Fremdmächte und den Fürsten, die eben in Venedig anwesend. In dem übrigen Raum war das ganze Regierungspersonal der Republik untergebracht. Der große Versammlungsraum zeigte die imposantesten Verhältnisse. Die Statuen der Gerechtigkeit, Stärke und Weisheit, der Wissen-

schaft, der Künste, Musen und Horen schmückten den herrlichen Saal, an dessen Ende der Thron des Dogen stand. An den Außenseiten des Schiffes erschien der Meeresgott Neptun, zur Besänftigung der Fluthen, Aeolus mühte sich die Winde zu fesseln, die schöne Thetis erschien mit ihren Töchtern, Frau Venus in ihrem Muschelwagen von neckischen Zephiretten gezogen, reizende Meermädchen und lustige Tritonen mit mächtigen Muschelhörnern tauchten auf. Am Vordertheil des Bucentauro zeigte sich der Löwe von San Marco, den ein Amor eingeschläfert, und am entgegengesetzten Ende flatterte die Fahne der Republik, zu ihren Füßen erheben sich zwei Männergestalten aus dem Wasser, als ob sie den schwimmenden Koloß zu tragen sich mühten.

Und die Glocken der Marcuskirche läuteten, hoch auf flog die Schaar der weißen Tauben gegen den blauen Himmel, Alles schwamm in goldenem Licht. Langsam stieg der Doge die Treppe des Palastes hinab. Vor ihm her schritten die Diener in Scharlach und Gold, mit der historischen Ombrella, und dem Purpurkissen mit den Insignien seiner geheimnißvollen Macht. Ihm nach drängte sich sein Hofstaat, die düsteren Gestalten,

des furchtbaren Rathes der Zehn, die fremden Fürsten und Gesandten. In feierlichem Zuge wandelten sie über den Platz, ein tausendstimmiges: „evohé“ begleitete die Stolzen.

Eine unabsehbare Menschenmenge füllte die Piazza, die Riva bei Schiavoni und den Canalezzo. Aus den Fenstern und von den Balconen der Paläste hingen Teppiche von flammenden Farben, Frauengestalten in prächtigen Gewändern grüßten herab, Rosen- und Orangenblüthen sanken nieder.

Schmeichelnd schlugen die Wellen an den Bug des Riesenschiffes.

Und es war ja der schöne unglückliche Antonio Foscaro, den ich dort oben stehen sah. Der Jubelruf: „Evviva Antonio Foscaro!“ zitterte durch die Luft.

Auf der Piazetta aber, jener vornehmen Stätte der Hinrichtungen, da schauten die Löwen von ihren Piedestalen so dunkel und drohend herüber, als ahnten sie eine Beute.

Die schlanke Männerhand hob sich, es blitzte ein Sonnenlicht auf, der bedeutungsvolle Ring verschwand in den Fluthen. Kanonendonner rollte daher, rauschende Fanfaren ertönten, überall Freude, Glück, Licht und Farbenglut.

Und wenige Jahre später, da sahen es die Löwen fallen jenes edle Haupt, daß eben jetzt siegesbewußt alle Häupter überragte, Antonio Foscaro, des vermeintlichen Verrathes angeklagt, starb den Tod durch Henkershand.

Es war eine seltsame düstere Geschichte, deren Motto lautet: „Tacere morire!“

Der Angeklagte schwieg und vertheidigte sich nicht, um eine geliebte Frau, aus deren Palast man ihn zur Nachtzeit kommen sah, nicht zu compromittiren und sie — —

Nun sie ließ ihn sterben und zeigte sich am Tage nach seinem Tode am Arme ihres Gatten im prachtvollsten Schmuck auf der Piazetta.

Im großen Dogensaal neben den Porträts aller der Fürsten der Republik Venedig, da begegnet man auch Foscaro's schwermüthigem Antlitz mit den tief dunkeln Augen, da ist nur ein Feld leer geblieben, jene Stelle, wo einst das Bildniß eines wirklichen Verräthers stolz herniedergeschaut: Marino Falieri.

Alle diese Träume brachte jenes Stück des Bucentauro aus dem Palazzo Tiepolo, das man im Zeughause aufgestellt, und sie verschwanden erst im nächsten Saal, wo wir uns in die malerische

italienische Renaissance des XV. und XVIII. Jahrhunderts vertieften.

Von den gothisch mittelalterlichen Formen fanden wir hier keine Spur mehr. Die heitere Antike und die lebendige Natur trat uns in den geistvollsten Formen entgegen und nahm uns gefangen.

Wunderbarer Gedankenreichthum in der Erfindung der Ornamente und höchste Vollkommenheit der Ausführung in den Gebieten der technischen Kunst entzückte uns hier bei jedem Schritt. Da standen prachtvolle Brauttruhen mit den reichsten geschnitzten Reliefs, mit ernsten und fröhlichen Motiven aus der Götterlehre. Sie bargen einst die Mitgift vornehmer Frauen. Die Bräute unserer Tage vermöchten wohl ihren „Trousseau“ kaum in einem Dutzend solcher Truhen unterzubringen. Als besonders interessant hielt mein Gedächtniß zwei große venetianische Stühle fest mit dem Wappen von San Marco, ferner breite Spiegelrahmen von Schnitzarbeit mit dem Wappen der Mediceer, Schränke mit Florentiner Steinmosaik ausgelegt, Consolbretter, Candelaber, Statuen von bewunderungswürdiger Bildhauerarbeit. Neben kunstvollen Bronzen und Büsten, in Silber getriebenen Schüsseln und Platten erregten auch die sogenannten „tauschirten“

Arbeiten, eine reizende Mischung von Silber, Eisen und Gold, unsere Aufmerksamkeit. Italienische Schmuckstücke und Schmuckkästchen in den mannigfaltigsten Formen und von einer Anmuth und Grazie ohne gleichen waren ausgestellt. Wenn sie reden dürften alle diese Perlen und funkelnden Gesteine, ob sie mehr Lächeln oder Thränen, mehr Glück oder Leid gesehen?! Auch eingelegte Lauten lagen da; welche Melodie war wohl zuletzt auf ihren Saiten verhallt?

Welche schöne Hand hatte sie berührt, wer hatte diesen Klängen gelauscht?!

Glasmalereien und Emailarbeiten von Limoges tauchten damals auf und wurden viel bewundert. Die feinen Gobelins an den Wänden geben Zeugniß von jenem französischen Kunstfleiß, der noch bis zur Stunde in diesem Genre Unübertroffenes leistet.

Im anstoßenden Zimmer, unter dem Schutz zweier überaus fein modellirten Statuen, eines jugendlichen Heros und Neptun, überraschten uns seltsame Holzmöbel mit eingelegten Mustern in Elfenbein, auch verschiedene Silber- und Bronze-Reliefs, unter ihnen die Porträts Heinrichs IV. und seiner schönen Gabriele d'Estrées, die der

Sage nach, ein Opfer der Eifersucht, an dem Duft vergifteter Blumen starb. Der strenge Kopf der „Maîtresse si belle“ mit dem harten Ausdruck sah keineswegs so aus, als ob jenes begeisterte Liebeslied ihres königlichen Anbeters auf sie gepaßt haben könne:

„Charmante Gabriele;
Douce comme la rose du matin.“

Die folgenden Zimmer IV und V brachten deutsche Renaissance aus Nürnberg und Augsburg mit ihrem fast allzugroßen Reichthum an gewundenen und krausen Formen und kleinen Ornamenten, Holzfiguren aus dem berühmten Fuggerhause und grüne und schwarze mächtige Kachelöfen, wie sie vielleicht in Dürer's Atelier gestanden und Frau Agnes geheizt. Das höchste Interesse der Menge erregte aber doch der sogenannte „pommersche Kunstschrank,“ angefertigt zu Augsburg im Jahre 1617 für den Herzog Philipp II. von Pommern, Sohn des berühmten Landgrafen von Hessen und Schwagers des tapferen Moriz von Sachsen. Es ist eigentlich ein riesenhaftes Reisenecessaire, ein Monstre-Toilettekasten zum Gebrauch oder Vergnügen eines hohen müßigen Herrn mit allen nur

erdenklichen Gegenständen angefüllt, in Silber auf das Feinste ausgearbeitet. Da ist Tafelgeräth für eine fröhliche kleine Tafelrunde, zwölf silberne Teller in Herzform, da sind Schüsseln, Messer, Gabeln, Löffel, Salzfässer, Trinkbecher u. s. w. Da sind Leuchter, Laternen, Rauchgefäße, Spiegel, Scheeren, Bürsten, Pinsel u. s. w., ebenso ein Kartenspiel, Schachspiel in Silber und Gold, mathematische Instrumente, Uhren, Cirkel, Compaß und eine Hausapotheke. Großes Vergnügen machten mir die Kämme des hohen Herrn, die täuschend einem Pferdekamme glichen, zwischen ihre dicken Zinken hätte ich bequem die Spitze meines kleinen Fingers schieben können, ohne anzustoßen. Das Frisiren des herzoglichen Hauptes muß rasch beendet gewesen sein.

Heut zu Tage dürfte, trotz unserer verfeinerten und gesteigerten Luxusbedürfnisse, kein Kaiser noch König solchen Kunsttoilettenschrank für seinen Privatgebrauch aufzuweisen haben.

Unter den süddeutschen Goldarbeiten des XVI. Jahrhunderts ragte das Reichsschwert der Hohenzollern aus dem königlichen Kronschatz, durch seine Reliefverzierungen, sowie das mächtige Churschwert des Hauses Brandenburg hervor.

Von großer Schönheit war ein kleines Bronzerelief des Altmeisters Peter Fischer in Nürnberg, Orpheus und Eurydice.

Lange fesselte uns ein Spinettdeckel mit reizenden Kinderfiguren nach von Dyk'schen Zeichnungen.

Dann traten wir die Wanderschaft an durch das Labyrinth indischer, persischer und türkischer Kunsterzeugnisse, eine Welt voll reichster Farben, buntester Teppiche und Gewänder, Tuchmosaik und Stickereien, Teller mit eingelegten Steinen und Bronzegeräthen aller Art, um hierauf in die interessante Region der Zerbrechlichkeit zu gerathen in das schimmernde Reich des Porzellans und Glases.

Wir musterten zuerst die einfachen gebrannten Thonwaaren, die etruriſchen Vasen, die farbigen Arbeiten aus Lucca della Robbia, die ehrlichen deutschen Kacheln, die eleganten Majoliken aller Länder, die deutsche und holländische Fayence, das feine englische Wedgwood, das chinesische Porzellan und endlich die Wunderdinge aus Sèvres, Berlin und Meißen.

Da mußte ich denn plötzlich an meinen verstorbenen väterlichen Freund denken, den alten, hochgelehrten Oberbibliothekar Dr. Gustav Klomm zu Dresden, wie er mich einst stundenlang in der

Schatzkammer des japanesischen Palais umherführte, und die interessantesten Dinge berichtete von den ersten Majoliken und den ältesten Fabriken in Fayence. Er zeigte mir an all jenen Gefäßen aus der Zeit der verbesserten Töpferkunst den Alles durchdringenden Einfluß Michel Angelo's und Rafael d'Urbino's.

Ueberall fanden wir Spuren des strahlenden Lichtes dieser beiden Sonnen der Kunst. Die Sage läßt ja Rafael selber jene Teller mit den kostbarsten Malereien schmücken, von denen seine Fornarina mit ihm gespeist. Bewahrt man doch in Venedig noch ein Schreiben des Wunderbaren auf, worin er der Herzogin von Urbino Nachricht giebt, daß die Zeichnungen, welche die Prinzessin für die sich in Arbeit befindenden Porzellane ihres Schenktisches von ihm verlangt hatte, nunmehr fertig seien.

Auch von dem ungeheuren Werth erzählte der alte Herr, den das ältere Fayence behielt.

In der Apotheke bei der Kirche von Loretto bewahrte man 338 meist große mit Deckeln versehene Gefäße aus Fayence auf.

Ein Großherzog von Florenz bot vergebens einige prachtvolle Silbervasen zum Umtausch für einzelne von ihnen. Für die vier Majolica-Evan-

geliſten und den Apoſtel Paulus bot Ludwig XIV. eben ſo viele Statuen von Gold und die Königin Chriſtine von Schweden für 5 Stück von ihnen 6000 Scudi, ebenfalls vergebens.

Und beim Anblick des erſten Meißner Porzellans, jener ſeltſamen rothen Täßchen und der kleinen Theekanne, die ich im Berliner Zeughauſe ſah, da grüßte und lächelte die Fee des Erfinders herüber, eine ſchöne Frau, die Gemahlin des ſächſiſchen Cabinetsminiſters von Hoymb, nachmalige Gräfin Coſel, berüchtigten Andenkens für das Sachſenland.

Die Bewohner des alten Elbflorenz befanden ſich um anno 1707 wirklich in ſteter Aufregung. Märchenhafte Gerüchte durchſchwirrten die Reſidenzſtadt Auguſts II.

Man erzählte ſich von einem Gefangenen der Feſtung Königsſtein, der auf Befehl des höchſten Herrn bei Nacht und Nebel herübergebracht worden ſei nach Dresden, wo man ihm in der damaligen Jungfernbaſtei, jetzigen Brühl'ſchen Terraſſe, ein Haus angewieſen.

Dort wurde er Tag und Nacht zwar bewacht, aber er habe, ſo flüſterten ſich die Leute in's Ohr, unter der Bedingung, daß man ihm nach erfülltem Verſprechen die Freiheit ſchenke, gelobt, die

Steine auf den Straßen Dresdens in pures Gold zu verwandeln.

Dieser geheimnißvolle Fremde war der damals kaum 24jährige Friedrich Böttcher, der Erfinder des Meißner Porzellans.

Seitdem sein gelehrter Freund Tschirnhaus, der Erfinder des Brennspiegels, und des Milchglases, drei Glashütten in Sachsen errichtet hatte, ließ es auch den jungen Ehrgeizigen nicht mehr ruhen. Er kochte und braute, beutelte Erde durch seinen Kattun, zerrieb sie auf Marmorplatten, ließ sie in einer eigens dazu construirten Mühle mahlen, und beschäftigte Tag und Nacht seine Arbeiter an den riesigen Schmelzöfen, die er angelegt. Im Anfang hatte er den hohen Landesherrn für sein geheimnißvolles Project zu interessiren gewußt, als aber die Ausführung nicht alsogleich nach Wunsch gelang, und es sich zeigte, daß vor Allem Geduld nöthig war, da erlahmte August und hätte am liebsten seinen Schützling wieder in die Veste Königsstein sperren lassen, wenn nicht Frau von Hoymb sich zur Schützerin des armen Verkannten aufgeworfen.

Die Staatsministerin wünschte nämlich ein kostbares Fayenceservice zu besitzen, wie die Königin

selber, und da sie damals noch nicht die allmächtige Regentin, sondern nur die Frau eines Mannes war, der nie Geld hatte, so baute sie auf den Schwur Böttcher's, ihr ein nie gesehenes Wunder von Service zu liefern. Ihren Bitten allein verdankte er die Erlaubniß noch länger in Dresden bleiben zu dürfen, und so schuf er wirklich endlich das weltberühmte, anfangs mit Gold aufgewogene und noch bis zur Stunde kostbare Meißner Porzellan.

Zuerst hatte es eine braunrothe Farbe und mußte von Steinschneidern geschliffen und von Goldarbeitern vergoldet werden, erst später lieferte Böttcher seiner schönen Gebieterin und Gönnerin das erste vielbewunderte weiße Tafelservice mit Malereien und Goldrand. Dem Wundermanne wurde nun zur Belohnung die Albrechtsburg bei Meißen vollständig zur Verfügung gestellt und er zum Director der königlichen Porzellanfabrik ernannt, die nun dort in's Leben trat.

Allda hat, so erzählte der liebenswürdige alte Historiker, der Erfinder jenes zerbrechlichen Wunders nur wenige Jahre seines Erfolges sich gefreut. Er lebte in tollster Weise in Herrlichkeit und Freude, hielt stets offene Tafel, schaffte sich

zwanzig und mehr Hunde an und genoß dermaßen eilfertig sein Dasein, daß er, nach kurzem Krankenlager, selber zerbrach.

Ein gewisser Nimbus von Vornehmheit umgibt das Meißner Porzellan bis zur Stunde, die Formen sind etwas steif.

Von wunderbarer Schönheit und Feinheit erschien uns das violette Theeservice Augusts des Starken mit einer Fluth von Meeresgöttern und Meeresgöttinnen. Die reizendste unter ihnen erinnert an jenes rosige Porträt der Gräfin Aurora von Königsmark im blauen Turban in der Dresdner Galerie. Wie oft haben vielleicht ihre schlanken Finger diese Tassen und Schalen berührt. Schleppen rauschten, der ganze Pomp und Parfüm des damaligen deutsch-französischen Hofes weht uns an beim Anblick all dieser gezierten nnd mannigfaltigen Meißner Biscuitfiguren aus jener Zeit.

Zierlichste Malereien im Watteau-Genre und gefälligere, graziösere Formen zeigt das ältere Berliner Porzellan. Wie ein Hauch aber und entzückend in der Ausschmückung erscheint das zarte berühmte Sèvres „pâte tendre“, und jene drei großen rosenrothen Vasen „Rose Dubarry“ und das Service in jenem schönen „bleu roi“ überlebten trotz

ihrer Zerbrechlichkeit ein Stück der dunkelsten Geschichte Frankreichs unter Louis XV.

Ehe wir zu den Glasschränken traten, streiften wir gegenüber der Waffenhalle an den verschiedenen phantastischen Schlitten, Kinderwagen und Sänften vorbei, aus der Zeit Friedrichs I.

Jene Schlitten, offenbar zu Maskenaufzügen bestimmt, ruhen auf dicksten Wolken, oder bildeten furchtbare Ungeheuer oder fabelhafte Vögel. In dem Kinderwagen glaubte ich das lachende Gesichtchen Friedrichs des Zweiten zu sehen, wie ihn de Pesne's Meisterhand im Charlottenburger Schlosse als fröhliches Kind darstellt, im Polenröckchen von dunkelblauem Sammt, ein Mützchen mit der Straußenfeder in die Stirn gedrückt, blonde Locken fallen auf die Schultern nieder, wie frische Rosen glühen die Wangen und aus den großen blauen Augen schaut eine neue Welt.

Und in jener italienischen Sänfte mit der feinen Malerei auf Goldgrund und den verblichenen rothen Seidenumhängen ist vielleicht die Nachtigall Gertrude Maria in das Theater getragen worden unter starker militärischer Escorte, als sie sich eines Tages geweigert vor dem großen Friedrich zu singen, und in ihr Bett sich geflüchtet hatte,

um die Kranke zu spielen. Die Nachtigallen von 1772 hatten nicht so viel Freiheit wie ihre Schwestern von 1872!

Einen eigenen Reiz hat doch das Zarteste der Welt, das venetianische Glas in seinen schlanken poetischen Formen, jenes Etwas, das an Blumen, Frauen und an die Vergänglichkeit des Glücks erinnert. Duftig und klar, wie aus Licht gesponnen, übertrifft es alle Glasarten an Feinheit. Alles andere Glas mit oder ohne Verzierung, Gravirung, Vergoldung und Farbe, erscheint schwer oder verkünstelt dagegen.

An das Glaszimmer reihten sich prächtige Porzellane Chinas und Japans, die einen mit ihren drolligen Menschen, die alle in der Luft zu schweben scheinen, die andern mit ihren wunderlichen Thiergestalten, und interessante, noch unübertroffene Lackarbeiten aus dem seltsamen Lande mit der großen Mauer. Dann zogen wieder deutsche Holz- und Elfenbeinschnitzereien unsere Blicke auf sich, Porträtsmedaillons, Bernsteinarbeiten, Ornamente von getriebenem Kupfer, Meisterstücke von Eisen und Stahl und mit der höchsten Bewunderung musterten die Frauenaugen in dem Schrank 36 die herrlichen

Proben deutscher und venetianischer Kunstfertigkeit in Spitzen und Leinen.

Wie lange sie schon schlafen jene Augen, die einst auf sie geschaut stundenlang, um die feinen Fäden zu zählen, wie lange sie ruhen die fleißigen Finger, die so unermüdlich die Nadel hin und wieder geführt, und alle diese Gewebe kaum fester als ein Spinnennetz, liegen doch frisch und unversehrt da, als wären sie eben gefertigt, und spotten des melancholischen Spruchs von der Vergänglichkeit alles Irdischen und alles Geschaffenen.

Nun begannen mit dem Zimmer IX die Räume des XVIII. Jahrhunderts, auf die ich mich heimlich gefreut: wir standen vor der steifen Zierlichkeit des Schreibtisches und Spiegels von Sophie Charlotte, die Zeit der „philosophischen Königin" wurde lebendig. Das Bild der geistvollen Frau schaute von der Wand ernst-freundlich auf uns herab. Der bekannte Hofmann Pöllnitz gibt der hohen Freundin des Philosophen Leibnitz folgendes Zeugniß:

„Sophie Charlotte hatte eine lebhafte Einbildungskraft, raschen Witz, fröhlichen Sinn und einen an Kenntnissen und Einsichten so reichen Geist, wie

man bei Frauen selten findet, und ihn kaum gestatten will."

Ich meine dagegen, man verzeiht ihn doch immer, wenn er mit wahrer Weiblichkeit im Bunde, wie eben auch bei ihr. Der Engländer Toland, damals am Hofe in Berlin, berichtet von der philosophischen Königin: „Ihr angenehmster Zeitvertreib ist doch die Musik, und wer sie in so hohem Grade lieben will, muß sie auch sowohl verstehen wie diese Fürstin, was auch nicht leicht ist. Sie spielt vollkommen auf dem Cymbal, welches sie alle Tage thut, singt wohl auch und der berühmte Buoncini, einer der größten heutigen Meister, sagte mir einst, daß ihre Compositionen überaus accurat gesetzt wären.

„Sie sieht es gern, wenn Fremde ihr aufwarten, und von Allem, was in ihren Landen merkwürdig ist, ihr Unterricht geben.

„Alles was lebhaft und polit ist, kommt an ihren Hof und siehet man allda zwei Dinge: nämlich Studieren und Lustbarkeiten, in voller Einigkeit beisammen, die doch sonst die Welt für einander ganz zuwider hält. Was ihre Person anbelangt, so ist sie nicht gar lang und schmal, vielmehr etwas stark vom Leibe, ihre ganze Bildung ist sehr

regulär und ihre Haut sehr weiß und lebhaft. Sie hat blaue Augen und schwarze Haare und sieht gern schöne Damen um sich."

Und vor diesem vergoldeten Schreibtisch, den ich berührte, stand vielleicht der junge Georg Händel, als ihn sein alter braver Lehrmeister aus Halle, der Domorganist Zachau nach Berlin brachte, um den jungen Musikanten, aus dem wohl noch ein ordentlicher Capellmeister werden könne, dem Schutze der Königin und hohen Musikfreundin zu empfehlen.

Hier schrieb sie wohl, aufathmend von den langen Krönungsfeierlichkeiten und steifen Festen in Königsberg, nach ihrer Rückkehr an ihren theuersten Freund Leibnitz: „Glauben Sie nicht, daß ich diesen Glanz und diese Kronen, von denen man hier so viel Aufhebens macht, den Vergnügungen philosophischer Unterhaltungen vorziehe, die wir zusammen in Lützelburg hatten!"

Und dann das Ende dieses reichen Frauenlebens, fern von den gewohnten Räumen, im Heimathschlosse zu Hannover, unerwartet, nach kurzer Krankheit?!

Die letzten Worte der philosophischen Königin

warfen ein grelles Streiflicht auf das Ringen dieses Geistes und die Einsamkeit dieses Herzens.

„Beklagt mich nicht," sagte sie zu jenen Weinenden, die ihr Lager umstanden, „ich gehe jetzt meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem Könige, meinem Gemahl, bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm Gelegenheit gibt, seine Prachtliebe sehen zu lassen."

Armes reiches Frauenleben!

In der Nähe des Schreibtisches Sophie Charlottens standen jene kostbaren und anmuthigen Möbelarbeiten in Holz mit eingelegter Bronze, Elfenbein und Perlmutter, die man nach ihrem Erfinder, einem nach Paris eingewanderten Tischler, „Buhl" benannte. Man strich in Frankreich aber das unbequeme h, und französirte den Namen und so kam er auch zu uns. Nur Wenige dürften wissen, daß der Schöpfer der eleganten, theuer bezahlten Boule-Mosaik, jener Zierde der vornehmen Salons der ganzen Welt, ein deutscher Landsmann.

In dem anstoßenden Gemach, dem vorletzten der langen Reihe, umgab uns die Atmosphäre des großen Königs.

Da standen die Möbel aus den verschiedenen Wohnungen Friedrichs II. in ihren interessanten willkürlichen Formen, die man eben „Rococo“ nannte. Keckste Ungebundenheit in der Zeichnung, Kraft, Weichheit, Ordnung und Unordnung, Grazie und Steifheit, Alles vereinigte sich, um jene Schöpfungen einer bestimmten Kunstperiode zu Tage zu fördern, die alle das unsichtbare Motto an der Stirn zu tragen scheinen: „Wenn ihr das Leben gar so ernsthaft nehmt, was ist denn dran?!“ oder: „Vive la joie!“

Ein ungeheurer Reichthum war hier aufgehäuft von Porzellan und Vergoldungen, dazu die reizendsten Schmuckgegenstände, Miniaturporträts auf Email und Elfenbein von Chodowiecki, Möbel aus Silber und versilbertem Holz, die drei Spazierstöcke Friedrichs des Großen, mit ihren schweren goldenen, reich mit Diamanten besetzten Krücken, seine über alle Beschreibung prachtvollen Dosen, wie Märchen aus Tausend und Einer Nacht, Blumenguirlanden der strahlendsten Brillanten, Rubinen, Smaragden, Topasen und Perlen, und ver-

ziert mit den feinsten Malereien; auch der letzte goldene Teller war da aus jenem Service Friedrichs I., das in Kriegsnöthen eingeschmolzen worden, und doch vermochte diese Herrlichkeit mich nur vorübergehend zu fesseln, Augen und Gedanken wurden von andern Dingen gewaltsam gefangengenommen. Es waren vielleicht die schlichtesten im ganzen Raum, neben dem breiten Schreibtische Friedrichs des Großen stand nämlich sein Lieblingsflügel und sein Notenpult. Mit der Einfachheit beider würde heutzutage kaum ein Dilettant, geschweige ein Künstler sich zufrieden erklären.

Und an diesem schmucklosen kleinen Flügel von Eichenholz hatte Johann Sebastian Bach, der Leipziger Cantor gesessen, und da vor ihm, an das Notenpult gelehnt, stand der größte König und lauschte voll Ehrfurcht dem größten Musiker. Das war an jenem Abend geschehen, wo Philipp Emanuel, der Hofcapellmeister, dem Könige mitten in eine Voltaire'sche Vorlesung hinein, die schon längst vom hohen Herrn voll Sehnsucht erwartete Meldung machen mußte, daß sein Vater aus Leipzig angekommen sei. Da hatte sich Friedrich erhoben und der vornehmen Gesellschaft erregt zugerufen:

„Meine Herren, der alte Bach kommt!“ Der franzöſiſche Gaſt wurde ohne alle Ceremonien verabſchiedet und der ſchlichte Cantor empfangen wie ein Fürſt.

Welches von all den unſterblichen Fugenthemen mag damals wohl zuerſt über die Taſten dieſes Flügels gedonnert ſein?

Wer's doch wüßte! Es ſchläft gewiß noch in den Saiten und wartet auf eine Zauberhand, die es wachruft!

Im folgenden Zimmer mit den Stühlen und Divans, die in ihrer ſtarren, faſt erſchreckenden Geradlinigkeit faſt an Folterbänke und ſinnreiche Marterinſtrumente erinnerten, ließ der Anblick einer ſchönen Vaſe aus dem Marmorpalais in Potsdam mit einer Anſicht des Heiligenſees, ein heiteres Bild aus den Fluten der Vergeſſenheit erſtehen.

Sie ſchaute mit Frühlingsblumen gefüllt am 10. März 1796 auf ein glänzendes Ballfeſt im großen Saale, das Friedrich Wilhelm II. am Geburtstage ſeiner geliebten Schwiegertochter Louiſe gab. Ein Singſpiel mit Genien und Amoretten, damals eine unerläßliche Zugabe zu jedem Feſte, ging dem Balle voraus, in welchem die berühmte Sängerin Amalie Schulz als Nymphe des Potsdamer

Heiligensees erscheinen und der holden hohen Frau einen Perlenschmuck überreichen sollte.

Nun hatte aber die gefeierte Primadonna zwar schon allerlei Königinnen, Heldinnen und Schäferinnen dargestellt, aber noch niemals eine Bewohnerin des feuchten Elements. Bis zum letzten Augenblick war sie deshalb in verzweiflungsvoller Unentschiedenheit und gänzlicher Unwissenheit in Bezug auf ihre Wassertoilette. In Folge einer langen Berathung mit der gestrengen Oberhofmeisterin stand sie nun in prachtvoller Robe de cour und wallendem Federtoquet in ihrer Garderobe.

Noch erwartete sie die letzte entscheidende Nachricht ihres gelehrten und erfahrnen Freundes, eines geheimen Kämmerers, den sie in der Angst ihres Herzens noch einmal um Rath gefragt.

Fast in der letzten Minute erst stürzte die Botin zu ihr herein mit dem süßen auf rosenfarbenen Papier gegebenen Bescheide in Versen, daß die Nymphen des Heiligensees durchaus keine klösterlichen Gewänder, sondern unmaßgeblich wolkenzarte, weiße Stoffe mit feuchten Säumen getragen, mithin eine Reifrocktoilette gänzlich unzulässig sein dürfte. Die Reime hatten sehr viel Zeit ge-

koſtet, deshalb kam der Brief ſo ſpät und das Umkleiden konnte nur noch mit genauer Noth in fliegender Haſt bewerkſtelligt werden. Ein Nymphencoſtume wurde mit großer Kühnheit improviſirt, der Vorhang flog ſchon auf, als Amalie Schulz in höchſter Erregung aus ihrer Garderobe trat. Eine Kleinigkeit vergaß man aber in der Eile: die feuchte Nymphe des Heiligenſees erſchien gewiß zum Staunen und Neid aller Flutenſchweſtern, und zur höchſten Beluſtigung der jungen Prinzeſſin im Federhut.

Jene Vaſe nun hat das heitere Lachen geſehen nnd gehört, das an jenem Abend den Ballſaal im Marmorpalaſt zu Potsdam durchzog.

In dem letzten Zimmer, das die Zeit von 1800—1840 vertrat, entzückten uns vornehmlich herrliche Zeichnungen Schinkel's, das einzige plaſtiſche Werk des großen Malers Carſtens, das prachtvolle Glaubensſchild von Cornelius und ſchöne Statuen von Kiß und Schadow. Eine Blumengruppe, ein geſchmackvoller Aufbau von lebendigen Pflanzen auf dem Hintergrunde ſchöner ſchwerer Seidenſtoffe mit reichſten Muſtern von Haaſe in Berlin ſchloß das Ganze ab.

Unſere Wanderung hatte ihr Ende erreicht.

In rasch verflogenen Stunden war die Kunstgeschichte vieler Jahrhunderte an uns vorübergezogen.

Und aus dem mächtigen unverwelklichen Strauß von Erinnerungen, den wir nun mit nach Hause nahmen, strahlte eine heitere Rose hervor: das Bewußtsein deutschen Fleißes und deutscher Kunst, die zu allen Zeiten stolz geblüht, und die weiter blühen wird im Schooße eines einigen, starken Volkes in unvergänglicher Herrlichkeit.

III.

Im Bilderſaal.

Ein Gang durch die Berliner Ausſtellung im November 1872.

Motto:

„Wohl erfunden, klug erſonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen,
Künſtler kunſtreich ſeine Macht.“

Goethe.

Sie ſind eine Erfindung unſerer ſchauluſtigen Zeit jene Gemäldeausſtellungen, ſowie die Wanderſchaft einzelner Bilder von Stadt zu Stadt, und nur die jüngeren Künſtler preiſen ſie von Herzen, die älteren ſchütteln die Köpfe über dieſe Errungenſchaft. Die großen Meiſter der Palette früherer Jahrhunderte ließen es ſich nicht träumen, daß man einſt die Schöpfungen lebender Maler aus aller Herren Länder zuſammentragen würde, um

sie dicht neben-, über- und untereinander für eine Weile aufzuhängen und so der öffentlichen Kritik preiszugeben, daß überhaupt Bilder eines Tages mit den Menschen um die Wette reisen dürften. — Wie einem wohl zu Muth gewesen wäre, in Hallen voll frisch von der Staffelei genommener Raphaels, Tizians, Palmas, Michel Angelos, Veroneses und Anderer oder jener alten Niederländer verschiedensten Genres?! — Wie lange da wohl ein Beschauer vor solchem Bilde verweilt haben würde?! — Zu einer lässigen „Grande Promenade", zu einem behaglichen Schlendern wie in der modernen Kunstausstellung wäre es schwerlich gekommen, und sicher hätten die Männer und Frauen nicht so laut und bestimmt über alle jene gemalten Wunder geredet, wie es eben heutzutage Jeder wagen zu dürfen glaubt. Das Publikum selber ist in der That eine Ausstellung in der Ausstellung, und zwar zum großen Theil eine sehr humoristische, wer Augen hat zu sehen, und Ohren zu hören, dürfte gar manchen Beitrag sammeln zu einer neuen „Philosophie der Geschichte der Menschheit".

Die zahllosen Kritiken in den öffentlichen Blättern über die ausgestellten Kunstwerke machen es

der Menge sehr bequem und begleiten als unsichtbare „Fremdenführer“ die meisten Besucher. Eigene, selbstständige Urtheile braucht Niemand mehr zu fällen. Man redet mit einigen Varianten nach, was man Schwarz auf Weiß gelesen — voilà tout. — Man sieht auch die gestrengen Herren der Feder hie und da auftauchen, mit großen und kleinen Notizbüchern und mit bienenhafter Emsigkeit von Bild zu Bild schweifen. Der sogenannte „Kunstfreund“ dagegen nimmt sich Zeit und erscheint in interessanter „Pose“ vor diesem und jenem berühmten Bilde, wie „festgemauert in der Erde“, und macht sich durch Seufzer und unverständliche Ausrufungen nicht selten sehr bemerkbar. Die Maler und echten Kenner stehen still und staunen, oder flüstern lebhaft mit einander, beschatten öfter die Augen mit der Hand, zeichnen auch wohl einmal den Schwung einer Linie in der Luft nach. Hin und wieder vertiefen sich Künstleraugen in eine Schöpfung, die sonst noch Niemand beachtet, und studiren mit liebevollster Aufmerksamkeit irgend ein einfaches Motiv und zarte Lichter und Schatten. — Junge und ältere Damen belagern die weiblichen Porträts und debattiren über das „Hübsch und Häßlich“ der Gesichter und

über die Anordnung der Frisuren und Toiletten. Cadetten verlieren sich bewundernd und hoffnungstrunken vor den Schlachtenbildern, blitzschnell „stramm" zurückschnellend, wenn ein Officier naht. Angehende und „fertige" Künstler und Künstlerinnen, Schüler der verschiedenen Maler-Ateliers schlendern und stehen in Gruppen umher, reden etwas geringschätzend und laut über die „Mache" dieses oder jenes Kunstwerkes, über „Technik und Farbe" und würden natürlich „Alles anders" gemacht haben. Der Gegenstand erscheint ihnen Nebensache, nur das „Wie" beschäftigt sie. — Man zuckt die Achseln über die alten Meister, sowie über die einzelnen unverbesserlichen, „sonderbaren Schwärmer" der heutigen Tage, die sich noch mit ihrer ganzen Seele in eine Idee vertiefen und an ihre Ausführung ein Leben setzen. — Wie kann man auch nach Gedanken fragen?! Ein tüchtiger, feststehender Stuhl, ein naturwahrer Haufen Lumpen, ein schmutziges Stück Schafpelz, zum Greifen gemalt, hat, nach der Ansicht jener „Werdenden", eine höhere Berechtigung zur Bewunderung, als alle Heiligen- und Märchengestalten.

Jacob Corvinus klagt einmal, daß das echte Lachen so selten werde in der Welt, noch seltener

taucht echte Begeisterung, neidloses Entzücken auf, sollte man meinen. — Man erschrickt fast, wenn man Augen begegnet, die jener Strahl der Freude durchglüht, der da erzählt, daß eine Seele, ein Herz getroffen wurde von der geheimnißvollen Schönheit irgend einer Schöpfung in Farben.

Zuweilen sehen wir in den Kunstausstellungen eine Gestalt mit dem Ausdruck banger Sorge und zugleich schwermüthiger Befriedigung vor irgend einem Opus I stehen, an dem die Menge gleichgiltig und kalt vorüberflutet, es ist ein eigenes zärtlich geliebtes Erstlingswerk, vielleicht mit dem Motto: „in doloribus pinxit", vielleicht aber auch „con amore" gemalt. Das bedeutungsvolle Kreuzchen bezeichnet es als „verkäuflich", aber noch Niemand hat die Hand darnach ausgestreckt. Und mit wie vielen kühnen Hoffnungen wurde es doch hierher getragen aus seinem dunklen Versteck! — Zärtliche Frauenaugen glitten vielleicht zum Abschied bewundernd darüber hin! Wenn aber jene geliebten Augen es so schön fanden, warum kann es da nicht auch Anderen gefallen?! — Noch denkt der Künstler nicht daran trotz allen Bangens, daß ein Tag kommen dürfte, wo dies Bild wieder seinen Einzug hält in das stille, arme Atelier, um

dort — umgekehrt an die Wand gelehnt zu werden und — zu verstauben. — Eine neue Arbeit wird begonnen, mit fieberhaftem Eifer schafft, träumt und hofft der Maler wieder — bis zur nächsten großen Ausstellung — zum nächsten großen Todtenfest. — Wahr ist es, daß dem verborgenen Talente in dieser Weise Gelegenheit geboten wird, in die Oeffentlichkeit zu treten, sich über Nacht einen Namen, und mit ihm Freunde und Ehre zu gewinnen, das Gute wird bekannt, das Glänzende wird bewundert, aber das Bessere ist auch hier, wie überall, der schlimmste Feind des Guten, wie Vieles wird übersehen, weil es in gefährlicher Nachbarschaft hängt, wie Manches bleibt unbemerkt, weil die Augen übersättigt und ermüdet sind. — Andere Räume, stolzere Hallen gehörten zu einer wahrhaft zweckmäßigen Bilderausstellung, als sie uns hier im Augenblicke zu Gebote stehen. Welche undankbare Arbeit, welche Verantwortung, welches Kopfzerbrechen, welche schlaflosen Nächte, dunkle Tage, saure Wochen, ohne „frohe Feste“ für die geplagten Mitglieder der sogenannten „Hängecommission“, bis alle diese großen und kleinen Bilder untergebracht wurden! — Es ist unmöglich, jedem Luft und Licht zu verschaffen, daß nicht

eines das andere erdrücke und verdunkle trotz, des besten Willens der Aufsteller.

„Was soll denn in jenem Raum noch neben solchem Glanz bestehen?“ so fragte ich fast erschreckt den Freund und Führer, als wir, auf der Ausgangstreppe stehend, durch die geöffnete Flügelthür des ersten Saales gerade in die fremdartige Scenerie des Riesenbildes von Gustav Richter's vielbesprochenem „Pyramidenbau“ hineinschauten. Die volle Glut und Farbenpracht wallte uns entgegen wie ein Meer, auf dessen Wogen seltsame Gestalten schwebten, um uns mit heißen Augen anzublicken.

„Noch gar Manches wird bestehen trotz alledem, denke ich,“ antwortete er lächelnd, „vederemo!“ — Und er hatte wieder einmal Recht wie schon so oft.

Zwei Bilder waren es aber doch vor allen, die, trotz dieser Fluthen von Gold, Purpur und Blau, unsere Augen und Gedanken anzogen und festhielten, so verschieden auch ihre Art, das Gebhardt'sche Abendmahl und das Porträt einer Dame von Angeli in Wien.

Es ist gar so viel hin- und hergeredet und geschrieben worden von dem neuen eigenartigen

Wege, den Gebhardt mit der Darstellung seiner Apostel eingeschlagen, einer Darstellung, die von allen Traditionen abweichend, neue lebenswahre Typen jener Gestalten bringt, die wir nur im Heiligenschein zu sehen gewohnt.

Wäre der Christus in seiner Weise so vollendet wie die Jünger in der ihrigen, diese echten Männer aus dem Volke, diese wirklichen Fischer und Handwerker, die in ihrem „dunklen Drange" seinen leuchtenden Spuren folgten, das Bild dürfte wohl unbestritten eine der großartigsten Erscheinungen der Neuzeit genannt werden. Diese markigen Köpfe, diese durchfurchten Gesichter, diese arbeitsgewohnten Hände; diese charakteristischen Gestalten der treuen Anhänger, in dieser edlen, einfachen Gewandung, dieser schlaue, schleichende Judas, der sich wie ein Kätzlein an die Mauer geschmiegt, und dessen Schacherphysiognomie noch ganz in unsere Tage paßt, dieser dunkle, tiefernste Ton des Ganzen, dies stolze Verschmähen aller Effecte nehmen uns gefangen.

Bei der Gestalt des sanften, ängstlichen, blassen Christus, wie Gebhardt ihn darstellt, allein suchen die Gedanken unwillkürlich eine andere Erscheinung, die Seele versinkt in Erinnerungen an jenen

leuchtendsten Christus aller Zeiten, an Meister Tizian's „Christus mit dem Zinsgroschen". Der ideale Kopf taucht vor uns auf mit seinem wunderbaren Ausdruck und seiner Unnahbarkeit, und jene verklärteste Segenshand, die jemals gemalt worden ist, und das Verlangen wird lebendig in unserem Herzen, diese herrliche Erscheinung hieher versetzt zu sehen unter eine todesmuthige Jüngerschaar. —

Das Frauenporträt Angeli's haben die Kunstkritiker in seiner frappirenden Wahrheit und Kraft, in seinem prachtvollen Colorit mit den besten Schöpfungen eines Velasquez verglichen, mein Freund bezeichnete es als einen in's 19. Jahrhundert übertragenen blühenden van Dyk, und so erschien es mir auch, in der strahlenden Frische des Fleischtones und in der Wärme des Ausdruckes. Man kann nicht lebensvoller gesunder malen, als es eben hier geschah. Keinerlei jugendliche Schönheit der Formen besticht hier den Beschauer, keinerlei herausfordernde, ungewöhnliche Stellung, keinerlei prunkende Stoffe, kein kühnes Farbenexperiment. Die hohe imposante Frauengestalt trägt ein schwarzes Sammtkleid, eine dunkelrothe Rosenknospe an der Brust und im Haar, das Gesicht

blickt in geistvoller Freundlichkeit voll aus dem Bilde heraus, die ganze Erscheinung steht in einfacher, vornehmer Haltung da, wie etwa einem lieben Besucher entgegentretend. In den Augen heiterstes Leben, in dem Lächeln unbefangenste Grazie. Man mag die vielgerühmten Frauenporträts von Richter, Biermann, Kaulbach, Begas, Gräff, Plockhorst und Kießling, vor denen sich die große Menge bewundernd gruppirte, glanzvoller, effectreicher, duftiger, eleganter nennen, *edler* und *schöner* in seiner *einfachen Naturwahrheit* und *freien Auffassung* ist keines.

Speciell für *mein* Auge und Empfinden waren die unbeschreiblich poesievollen Frauenporträts von Friedrich Kaulbach neben dem Angeli'schen Frauenbild von größtem Zauber.

Nächst dem diesmal so ungewöhnlich glänzend vertretenen *Porträt* war in den Ausstellungsräumen eine Fülle prächtiger *Landschaftsbilder* aufgestellt. Berühmte und unberühmte Namen hatten ihre Schöpfungen eingesandt, alle überragend wiederum die beiden *Achenbach's* — Andreas brachte Motive aus dem ernsten Norden, in seiner bekannten meisterhaften Weise dargestellt, eine Marine und das alte Ostende — Oswald

dagegen aus dem lachenden Süden. — Es war das sonnendurchglühte „Albano“ und das bezaubernde „Um die Ave-Maria-Zeit“, wo die verhüllenden Schleier der Nacht sich ausbreiten, um sich plötzlich jäh und gewaltsam über das reiche, helle Tagesleben zu werfen. Wir standen lange davor und warteten darauf und meinten, wir müßten's mit erleben.

Dann wanderten wir langsam, schauend und genießend umher, aus der Tropenglut Bellermann's in den kühlen, durchsichtigen Waldfrühling von Loefen, von den prachtvollen Riefstahl'schen Pantheon des Agrippa, wo eben ein Leichenzug, von barmherzigen Brüdern begleitet, unbeachtet mitten durch das lärmende Tagesleben zog, zu Corrodi's lachender Insel Ischia; wir blickten auf das melancholische Morsumkliff der Insel Sylt von Erdmann und standen in der warmen Via Appia von Flamm. Nach der regendurchpeitschten, mit fast erschreckender Naturwahrheit und brillantester Technik gemalten polnischen Landstraße von Gierimsky war Kalkreuth's schöner Vierwaldstädter-See eine doppelte Erquickung, wir athmeten Orangenblüthenduft in Sorrent, von Krüger, verweilten lange in dem Garten der Villa

Borgheſe, wie ihn G. Müller gemalt, empfanden die ſtaubige Sommergluth mit den Reiſenden von Quaglio's Poſtſtation in Ruſſiſch-Polen, ruhten in dem deutſchen ſchattigen Mühlengrund von Scherres, bewunderten Gude's norwegiſches Fjord, um endlich wie gebannt vor einem kleinen Bilde Raſt zu halten, von wunderbarem Zauber, eine Abendlandſchaft von Lier in München. Das iſt Stimmung und Poeſie, das iſt in ſeinem warmen Frieden Schumann's Abendlied in Farben oder Goethe's: „Ueber allen Gipfeln iſt Ruh!“ — Es gibt Bilder, deren Geſellſchaft wir nur an beſtimmten Tagen, in beſtimmten Stunden ertragen können, nach denen uns nur in gewiſſen Stimmungen eine plötzliche heiße Sehnſucht überfällt, und die wir dann wieder verhängen möchten; Andere dagegen, deren Anblick uns in Freud' und Leid' wohlthut, beruhigt, anregt, zu dieſen eben gehört das Bild von Lier mit ſeinem Blick von der Anhöhe herab in den goldigen Abendſonnenſchein. — Dieſe ſtille Landſchaft möchte man Tag vor Tag vor Augen haben, als einen ſanften Troſt in ſo manchen dunklen Stunden. Dies warme Licht hier vor uns muß auch verſinken und verlöſchen, ſo ſagen wir uns, aber wir fühlen, daß

sich nur eine einzige kurze Nacht niedersenken wird, dann kehrt sie in vollem Glanze zurück diese Sonne und mit ihr — das Glück.

„Hoffen! — Wiedersehen!“ — das ist die stille Predigt dieses schlichten Bildes — und welches Menschenherz möchte sie nicht hören?!

Grell wie die Contraste im Leben ist auch der Contrast solcher Friedenslandschaft mit den bewegten brillanten Schlachtenbildern, wie sie hier an uns vorüberzogen. — Faber du Faur zeigte uns „die Uebergabe der französischen Cavallerie bei Sedan“, Freiberg „die berühmte Batterie 19 bei Clamart vor Paris“, Hünten „die hessische Division bei St. Privat“, Kolitz „die Kämpfe bei Orleans und Metz“, Graf Harrach brachte seine drei großen Bilder, „Sedan“, „der Posten am Mont Valerien“ und das ergreifende „in den Weinbergen bei Wörth“, Bleibtreu sein lebensvolles: „Einnahme des Plateaus bei der Schanze von Chatillon durch die Baiern“, unter der Führung ihres frischen, kraftvollen General von Hartmann an der Seite seines Sohnes. — Harrach's „sterbender Freiwilliger in den Weinbergen“, der, die eine Hand auf die Todeswunde pressend, mit der halberstarrten andern noch dem verschmachtenden

Feinde, einem verwundeten Turco, die Feldflasche reicht, als der rührendste barmherzige Samariter, hat gewiß manchem Auge, in Erinnerung an schwere Zeiten, heimliche Thränen entlockt. Auf dem jugendlichen Antlitz lagern schon die bläulichen Schatten des Todes, der Blick erlischt, der dunkle Feind nimmt halb scheu, halb dankbar diese letzte heilige Liebesgabe entgegen.

Daß der gemalte Humor hie und da ein helles, heiteres Streiflicht auf alle diese düstern Schreckensscenen wirft und Bilder auftauchen, die auf die freundliche Seite des Soldaten- und Lagerlebens zeigen, wurde dankbar anerkannt. Den schönsten Augen- und Herzenstrost brachten aber doch Henneberg's holde, echte deutsche Jungfrauengestalten, mit Lorbeer, Blumen und Palmen den heimkehrenden tapfern Kriegern entgegenziehend.

Die Historien- und Genremalerei zeigte einen verwirrenden Reichthum, durch dessen reizendes Labyrinth die sichere Führerhand doppelt noth that. Von den größeren historischen Schöpfungen blieben mir klar in den Gedanken: Bendemann's fast allzu bewegte „Wegführung der Juden in die babylonische Gefangenschaft" mit der prächtigen

Gestalt des Jeremias, „der Aufruf von 1813“ von Scholz mit seiner Figurenfülle, Taddema's hochinteressante „Weinlese im alten Rom“ und „der Tod des Erstgebornen“ und Schlösser's warmes Bild der „Thetis von Peleus überrascht“.

Im Gebiete des Genres bewunderten wir als Meisterwerke das erschütternde „Leichenbegängniß“ von Knaus und eine reizende Kindergruppe, Bautier's „Tanzsaal in einem böhmischen Dorfe“, Becker's „Albrecht Dürer, nnd seine „Bella Veneziana“, A. v. Werner's „Moltke in seinem Arbeitszimmer in Versailles“, in feinster Ausführung, Bochmann's „Jahrmarkt in Esthland“, Brendel's „Futterstunde“, eine „Vorlesung bei Ludwig Tieck“ von Grell, mit der guten, dicken, alten Gräfin Finkenstein hinter dem grünen Augenschirm, die köstlichen Grützner'schen Bilder, „im Klosterbraustübchen“ und „die lustigen Weiber von Windsor“, das „lachende nähende Mädchen“, von Gussow, Hoff's „frommer Tartüffe“ neben der hübschen Elmire, deren Arm er streichelt; und „die Verhaftung“ von Lasch.

Vor den heiteren Cabinetsstücken von Lüben stand immer eine Schaar Entzückter jeden Alters

und Geschlechts. Das eine Bild unter der Bezeichnung „Entwischt“, führte einen alten, handfesten Diener der Gerechtigkeit vor, der eben mit dem leckern Mahl des Gefangenen, „Wasser und Brot“, in die Zelle tretend den Vogel ausgeflogen findet. Sprachlos vor Entsetzen starrt er nun in die Höhe auf das kleine durchbrochene Fensterchen und die überall umhergestreuten Mauersteine. — Das zweite Bild nennt sich die „verunglückte Medicin“. In der Tasche eines unvorsichtigen aus der Apotheke heimkehrenden Bäuerleins ist sie durch irgend welchen tückischen Zufall aufgegangen oder zerbrochen, die Flasche, und hat nun mit ihrem rothen Inhalt Alles durchtränkt. — Der Verzweiflungsblick auf die triefende Flasche, die er herausgezogen, ist unwiderstehlich komisch in seiner Wirkung. Mit bekannter Meisterschaft gemalt ist Paul Meyerheim's „nach der Jagd“ und sein „Buhküken“ mit der frischen freundlichen Bäuerin, die ihren kleinen dicken Jungen zu überreden sucht, dies Prachtexemplar einer „rothen Kuh“ mit „Bläße“ zu streicheln. Vielleicht sang sie dem zaghaften Liebling eben noch das lustige Liedchen:

„Buhküken von Halberstadt,
Bring' doch meinem Buben wat,

Wat ſoll ick ehm denn bringen?
Zucker, Roſin' und Mandelkern,
Das eſſen Buben und Mädchen gern!"

Schöne Thierſtücke von Munthe und Voltz waren da, und Zierlichkeiten erſten Ranges in der Ausführung, wie: Arnold's „Bei der Toilette" und Siegert's „Beim Goldſchmidt", ſo auch verſchiedene gemalte Luſtſpiele, wie z. B. Schleſinger's „Barbierſtube" und Stoijowsky's „Rendezvous auf Danzigs Dächern" zwiſchen einem Schornſteinfeger und einem Maurer u. A. m.

In dem Gebiete der eigenen Romantik ragte „das Dornröschen" von Tſchautſch ganz beſonders durch ſeinen echten Märchenton hervor. Von Poeſie durchhaucht erſchien mir der ganze Cyclus, auf den mich der Freund ſchon im Voraus aufmerkſam gemacht, eigenartig in der Auffaſſung, duftig in der Farbe. Die zarten Töne und Halbſchatten erinnerten an Schwind'ſche Aquarelle, die ganze Art der Malerei überhaupt an den Pinſel dieſes wunderbaren Meiſters, wie wir Beide ihn im vergangenen Sommer in der Schackgallerie in München kennen lernten, in verſchiedenen kleinen Bildern.

Die Corridore der Ausstellungsräume waren zum Theil angefüllt mit Zeichnungen und Aquarellen. Unter den ersteren begegneten wir zu unserer Freude einem lieben Münchener Freunde, Julius Naue, einem Schüler Schwind's, in seinen stylvollen Gestalten zur Völkerwanderung. — Unter den Aquarellen empfingen wir den tiefsten, unvergeßlichsten Eindruck von den beiden Blättern Passini's: „eine Chioggiotin" die voll einfacher natürlicher Inbrunst ein Heiligenbild küßt, „ein Vorleser in Chioggia" und von Carl Werner's „Klagemauer der Juden".

Der öffentliche Vorleser mag wohl eben ein Heldengedicht oder ein Stück romantischer Geschichte vorgetragen haben, oder vielmehr noch vortragen, und zwar mit allem Feuer seines südlichen Naturells, Alles lebt an dieser Figur, jede Fiber ist gespannt, man fühlt den funkelnden Blick der Augen, man hört den Ton der etwas rauhen, aber vollen Stimme. — Seine Zuhörer, wohl fünfzig an der Zahl, hängen wie gebannt an seinen Lippen. Sie sitzen und stehen unter dem freien blauen Himmel des gesegneten Landes, „wo die Citronen blühen", aller Glanz, alle Wärme des Südens umflutet die Gestalten und verklärt sie.

Kopf drängt ſich an Kopf, Geſtalt an Geſtalt, in der natürlichſten und zugleich geſchickteſten Weiſe, dies Zuhören iſt auch ein dolce far niente. Alle dieſe Männergeſichter in ihren frappanten Contraſten, alte, junge, heitere, ernſte, frohe, traurige, indolente, haben ihren beſtimmt ausgeprägten Ausdruck, und mit ihnen und in ihnen tritt ein reiches Stück des ganzen ſüdlichen Volkscharakters und Volkslebens vor unſere Augen. Ganz im Vordergrunde aber ſpielt ſich, unbekümmert um den Hauptvorgang, eine allerliebſte kleine Scene ab. Ein kleines, dunkeläugiges Mädchen macht einem noch kleineren Jungen den Hof, der eben eine Frucht verſpeiſt. — Sie hat, als echte Evatochter, ein buntes Tuch zum Putz über ihren dunkeln Lockenkopf und ihre Lumpen gezogen, mit unbewußter Grazie, und ſchaut nun aus feurigen Augen, halb ſchlau, halb herausfordernd auf ihn nieder, gnädig den Tribut der Bewunderung entgegennehmend, der ſich vor der Hand nur in einem offenen Munde und ſtarren, faſt furchtſamen Blicken zu erkennen gibt. Wie wird es wohl in einigen Jahren ſein?!

Und aus dieſen wie aus allen Paſſini'ſchen Aquarellen, die ich bis zur Stunde ſah, lockt und

winkt mit Zaubergewalt immer der blaue, echte sonnendurchglühte Süden, wo „die Myrthe still — und hoch der Lorbeer steht", und laut und lauter ruft bei ihrem Anblick die alte, brennende Sehnsucht in unserem Herzen:

„Dahin — dahin — laß uns zieh'n!"

Und jene wunderbare Klagemauer dicht daneben? — Die gelben Steine brannten im blendenden Licht, jede Pore war sichtbar, jedes Hälmchen, das sich aus den Ritzen und Spalten hervorwagte. Da drängten sie sich heran von nah und fern die verhüllten Frauengestalten in langschleppenden, farbigen Gewändern, um sie zu berühren mit ihren schlanken, weißen Händen, bange tastend, oder die heiße Stirn gegen sie zu neigen, in tiefstem Leid und leiser, schmerzlicher Klage. Andere kauern am Boden, große Bücher auf den Knieen, die Häupter über die Blätter gebeugt. Und die Männer stehen und sitzen in einiger Entfernung umher, charakteristische Köpfe und Erscheinungen, scharfgeschnittene Profile, gedankenvolle Stirnen werden sichtbar. Wie ein vielstimmiger Wehruf zittert es durch die Luft — eine bange Schwüle liegt trotz des klaren Lichtes auf dem ganzen Bilde — es ist eben die ergreifendste Farbenübertragung

jener urewigen heimlichen Klagen derer, die „an den Wassern von Babylon saßen und weinten“.

Und ich dachte daran, wie sich doch vor so Manchem von uns in diesem entsagungsvollen Leben eine Klagemauer plötzlich erhebt, an deren unbarmherzigen Steinen sich arme suchende Hände wund tasten, nach einer geheimnißvollen Pforte, die uns in die ersehnte Freiheit führt, die Pforte, die wir, ach, meist erreichen und finden — im Augenblick des Todes. — Schwermüthige Gedanken brachte dies kleine Meisterwerk Carl Werner's, bange Träume — bis sich endlich die Augen wieder voll Verlangen nach dem heitern Chioggia wandten. Da zog es uns mächtig und unwiderstehlich hinein in den rauschenden Strom eines frohen Lebens — die Klagen verhallten — und wie aus weiter Ferne vernahm das thörichte, hoffnungsvolle Herz wieder die süße Melodie:

„Dahin — dahin — laß uns zieh'n!“

Das war das Ende einer unvergeßlichen Wanderung durch den Bildersaal der Berliner Ausstellung im November 1872.

IV.

Warum Friedrich Reichardt keine Biographie Gluck's geſchrieben.

Motto:

„Hoch das Glas! Zu neuen Liedern
Geb' es Kraft und Herzenswonne."

Storm.

„Suchen Sie ſich Material zu einer Gluck-Biographie", hatte man wiederholt von Leipzig aus an den Berliner Capellmeiſter Friedrich Reichardt geſchrieben, „Böhmen iſt das Heimathland des großen Muſikers, vergeſſen Sie alſo auf Ihrer Reiſe nach Wien die alte Praga nicht — dort finden Sie die Nachrichten über den Maeſtro auf allen Straßen!" —

Und der bekannte und gewandte Muſikreiſende war dieſer Mahnung eingedenk und beſuchte im Frühjahr des verhängnißvollen Jahres 1809 bei der Rückkehr aus dem fröhlichen Wien die wun-

derbare Stadt an der Moldau. — In seinem kleinen „Felleisen“ lagen wohlverpackt allerlei gelehrte Schriften und Notizen über den berühmten Ritter Gluck, die er aus Paris mitgebracht, von Arnaud, Suard, Grimm, Morellet und Anderen, und die Gegenschriften von Marmontel und La Harpe.

Es gefiel ihm in Prag denn auch ausnehmend wohl, und voll Entzücken berichtet er: „Böhmen ist ein gesegnetes Land und hat ein herrliches Klima. Zu Rom hat man wohl keinen schöneren Frühling als der jetzige hier ist. Ueberhaupt sollen die Frühlinge und Sommer äußerst angenehm sein, so wie die Herbste zu Wien, wo man aber selten einen ordentlichen Frühling hat, und der rauhe Winter mit dem heißen Sommer unmittelbar zusammengrenzt. Hier bleibt die Witterung immer in einem gewissen Gleichgewicht und ist den schnellen und gewaltsamen Veränderungen nicht unterworfen, die der Gesundheit so nachtheilig sind. Die Kälte des Winters ist hier eben so selten wie die Hitze des Sommers außerordentlich heftig, die Luft ist trocken, rein und gemäßigt. —

Prag selber ist doch im Ganzen eine herrliche alte Stadt, so winklicht und finster es auch in

mehreren ihrer Straßen aussehen mag. Welche große Anzahl von Gebäuden, die den aufmerksamen Beschauer nicht selten an die alten italienischen Städte erinnern. Die Paläste des Großherzogs von Toskana, der Fürsten Lobkowitz, Lichtenstein, Kaunitz, Mansfeld u. s. w., der erzbischöfliche Palast, die Paläste der Grafen Clam, Martines und Anderer würden selbst in Italien als Kunstwerke im reinsten Geschmack gelten. — Dazu der prächtige gothische Dom, die Kirchen, das kaiserliche Schloß auf dem hohen Hradschin. Wie man da von der steilen Höhe herab über die unten breit vorliegende Stadt hinweg den Lauf der Moldau verfolgt, das Auge mit Wohlgefallen auf ihren schönbewachsenen Inseln verweilt und dann wieder an ihren malerischen Ufern mit Lust umherschweift, rechts den Comreuzoberg, links den Ziskabron mit all' ihren hundertfachen romantischen Sagen und Legenden und Großthaten der älteren und neueren Zeit. Es ist wahrlich ein großer bleibender Eindruck. Die Universitätsbibliothek, welche außer Sonnabends täglich und den ganzen Tag hindurch Jedem offen steht, ist eine der merkwürdigsten und zahlreichsten in Deutschland. Sie soll aus mehr als 100,000 Bänden bestehen, und ist eben so reich

an den merkwürdigſten neuen Sachen und koſtbaren Kupferwerken, als an alten ehrwürdigen Werken aller Art.“ —

In dieſer Bibliothek war er faſt täglich zu finden, der Berliner Capellmeiſter, eifrig forſchend und ſuchend nach den Mittheilungen über den Ritter Gluck. — Aber alle Forſchungen blieben ohne Erfolg — mit dem Sammeln zu der gewünſchten Biographie ſah es ſchlimm aus. — Da rieth ihm denn endlich der joviale Wirth des rothen Hauſes, allwo Reichardt abgeſtiegen, das alte Hiberner Kloſter zu beſuchen, und deſſen große Sammlung alter Handſchriften und Bücher zu durchforſchen, bei den klugen Mönchen dort könne ſich Jeder Rath erholen und Niemand verſtehe wohl beſſern Beſcheid zu geben in allen Dingen, als eben ſie; wem dieſe klugen Leute nicht zu helfen vermöchten, der ſei eben verloren. — Hätten ſie doch ſelbſt den Grafen von Thun, der ſo gern ſeinen Scherz mit den ehrwürdigen Herren treibe, einmal einen ſo luſtigen und weiſen Beſcheid gegeben, daß man noch Wochen lang in Prag darüber lachte. —

Der Herr Graf hatte nämlich von einer großen Bartholomäus-Jagd, auf der die Haſen zu Tau-

senden damals nach geschossen wurden, zweihundert Hasen an das Kloster zum Geschenk eingesandt mit dem Bescheid, er selber werde den folgenden Tag bei ihnen zu Mittag speisen. — —

— — Das war ein gar stattlicher Anblick im Refectorium des Hiberner Klosters am nächsten Mittag: — vor den zweihundert Mönchen stand nämlich je ein gebratener Hase. Nur oben an der Tafel der Platz des Grafen, ihres Gastes, war leer. — Als nun der hohe Herr darüber seine Verwunderung aussprach, antwortete der Pater Küchenmeister mit tiefer Verneigung: „Da sich der Herr Graf bei den Hasen nicht mitgezählt, durften wir doch auch nimmer wagen ihm so ein verrufenes Thierlein vorzusetzen!“

Da schlich denn wohl ein leises Lächeln über die runden Gesichter der Mönche — und über das Gesicht des Grafen auch. —

Friedrich Reichardt dachte wohl an die lustige Geschichte, als er aus dem Thore wanderte, unter dem Arm die Papierrollen, die er aus Paris mitgebracht, in den blühenden Frühling hinein, dem alten Kloster zu. Es war ein so schöner Tag. Hier strahlender Friede, süße Ruhe — und in den Ländern der Erde das dumpfe Rollen der Kanonen,

endlose Züge von Soldaten, stampfende muthige Rosse dem großen Völkerkriege entgegeneilend. — Tiefe süße Einsamkeit umfing den Wanderer, — der Lerchengesang über seinem Haupte, der Nachtigallen Schlag in den blühenden Gebüschen weckte liebliche Melodien in dem Herzen des wandernden Musikanten. Hübsche Mädchen zogen Arm in Arm an ihm vorüber, leise ein altes Lied vom blauen Veilchen singend. Vielleicht wuchs es da in dem Herzen und Kopfe des Musikers empor, das nun so oft gesungene liebliche Duett:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand". —

Waldeinsamer und menschenleerer wurde allmählig sein Weg — die ersten Falken flatterten so dicht an ihm vorüber, als wollten sie ihm zeigen, daß er im Grunde nicht das Recht habe, so ohne Weiteres in diesem ihrem Reiche umherzuwandeln. Eichkätzchen reckten den Hals, ihm nachzusehen, neugierige Vögel begleiteten ihn von Baum zu Baum. Hinter den blühenden Gebüschen schimmerten schon die Mauern des Klosters. — Da traf fröhliches Singen und Summen sein Ohr, ein ungeschulter aber lustiger Männergesang. Und aus der Waldung tretend, entfaltet sich das heiterste Genrebild vor seinen staunenden Augen. — Hart am

Rande der Mauer auf einem kleinen Rasenplatz, dicht an einem alten Brunnen lag ein Weinfäßchen, vor ihm aber drängte sich die Schaar der Mönche, den Abt an der Spitze. Jeder hatte sein Krüglein in der Hand und füllte es mit flüssigem Gold und schlürfte dann langsam die süße Labe. — Staunend schaute der Berliner Capellmeister erst eine Weile zu, ehe man ihn bemerkte. Dann aber lud man den fein gekleideten Fremden ein, näher zu treten und bot ihm einen leeren Krug.

„Trinkt ohne Besinnen, — es ist Ungarwein, den man uns geschenkt, die Heiligen mögen den Geber segnen," sagte der Kellermeister. „Aber ich suche den Abt, ich möchte ihn sprechen," wandte Reichardt noch ein.

„Hier ist er!"

Ein stattlicher geistlicher Herr mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt näherte sich ihm. Der Berliner Musiker sprach nun seine Bitten, Wünsche und Hoffnungen aus, in dem Kloster nachsehen zu dürfen, ob irgendwelche Nachrichten über den Meister Gluck allda zu finden seien.

„So lange Sie wollen, mein Herr," lautete die höfliche Antwort. — „Aber zuerst möchten wir wohl diese schöne Gabe heimholen, die ein Freund des

Klosters hier abgeladen. Ihr helft uns vielleicht dabei und prüft mit uns, ob es sich auch der Mühe lohne."

„Mit Freuden!"

Und so prüfte man denn und prüfte hin und her, und es erhob sich zuweilen ein Streit über die Güte des duftenden Trankes. Auch der Capellmeister redete allmählig mit darein. Es war ihm aber zu Muthe, als erwüchsen ihm Flügel an der Schulter, als müsse er hüpfen statt zu gehen, fröhlicher, leichtherziger hatte er sich nie gefühlt. Dann und wann erschallte ein heiterer Chor und da tactirte er denn dazu, nur wunderte er sich, daß der Tactstock so schwer, auch war ihm, als hätte der eine ganz absonderliche Form und bestehe aus lauter losen Papierblättern. Dazwischen fiel ihm plötzlich eine Melodie Gluck's ein, und aus goldenen Wellen tauchte das schalkhaft lächelnde Antlitz des alten Meisters auf und nickte ihm zu. — Und dann trat der Stattliche selber leibhaftig hinter dem Weinfaß-Karren hervor, in der weißgepuderten Perrücke, dem reichgestickten Sammetkleide und feinen Jabot. Seine weißen vornehmen Hände lösten sanft die Papierrollen, in tausend Farben schimmerte und blitzte der Brillantring am Zeigefinger der Rechten.

Und es mochten wohl wunderliche Dinge in den gelehrten Schriften des Arnaud, Suard, Grimm, Marmontel und La Harpe stehen, denn Gluck schüttelte den Kopf, wie Zorn blitzte es auf der mächtigen Stirn und in den dunkeln Augen, und verächtlich warf er die Blätter auf den Boden.

„Ihr werdet nicht eher eine Biographie von mir schreiben, bis ich sie selber dictire," donnerte er dem Berliner Capellmeister zu.

Wie angenehm war ihm der Befehl! Um die Welt hätte er keine schreiben können, sagte er sich. — Nur ausruhen — nachdenken, nicht über eine Gluck'sche Melodie, nur über jenes kleine Lied, das die hübschen Mädchen sangen, vom „blauen Veilchen". Blaue Wellen voll berauschenden Duftes stiegen auf und ab und schlugen über ihm zusammen und dann wieder die goldenen Wogen, die ihm die Augen blendeten und dazu seltsames Singen und Klingen. Und endlich taumelten die Gestalten Marmontel's und La Harpe's vorüber, und suchten ihre Papiere, und zuletzt schwankte auch der Ritter Gluck daher, — ja wirklich er schwankte, — hatte er etwa auch von jenem goldenen Tokayer gekostet, der noch immer so reichlich floß? — Aber Ritter Gluck! — —

Mit einem Schauer erwachte Friedrich Reichardt und rieb sich die Augen. Er fand sich zu seinem Erstaunen in einem zellenartigen Raum in weichstem Bette und es war ihm doch, als läge er mit zerbrochenen Gliedern auf feuchter kältester Erde. Die helle Morgensonne schien durch das gothische Fensterlein.

Eben öffnete sich leise die Thür und ein schalkhaftes Mönchsgesicht schaute herein mit der Frage:

„Wie habt Ihr geschlafen, mein Herr?“

„Wo bin ich?“

„Im Hiberner Kloster!“

„Aber wie kam ich herein?“

„Wir fanden Euch schlafend am Wege!“

„Und wo sind meine Papiere?“ fuhr er jetzt ängstlich auf.

„Es war wohl schon zu dunkel sie zu suchen, wir achteten nur auf Euch.“

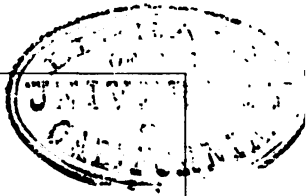
„O dann muß ich zur Stelle hin, sie zu suchen!“

Es dauerte lange, ehe der Berliner Capellmeister an die Stelle gelangte, allwo er gestern — geschlafen. — Der Rasen schien arg zertreten — hier und da lag auch ein Papierblatt, wie vom Winde dahin geweht, das war Alles. Keine Spur mehr von den Heften des La Harpe und Marmontel,

des Arnaud, Suard oder Grimm — verschwunden und verloren. Schweren Kopfes und Herzens wanderte er wieder in das Kloster zurück. Hatte er denn wirklich jenes Fäßchen mit dem goldenen Naß nur im Traume gesehen? Ganz schüchtern wagte er einen der dienenden Brüder danach zu fragen.

„Es ist kein Zweifel, Ihr hattet einen lustigen Traum, lieber Herr," lautete die Antwort.

Friedrich Reichardt besuchte zwar während seines Aufenthaltes in Prag noch oft das Kloster, aber einen zweiten Traum von einem Fäßchen Ungarwein träumte er nicht wieder und irgend welches Material zu einer Biographie Glucks fand er eben so wenig und so blieb sie denn — ungeschrieben.



V.

Die Herzogin von Rhetz.

Nichts ist interessanter, als in alten halbverlöschten, längst vergessenen Büchern zu blättern und verblaßte Bilder zu studiren. Manches Geheimniß harrt da gar oft des erlösenden Zauberspruchs aus langem tiefem Schlaf. Und finden wir das rechte Wort, den rechten Ton, die rechte Farbe, dann blüht und leuchtet es so wunderbar auf, und ein Gefühl überschleicht uns, wie es vielleicht die Seele des Künstlers füllen mag, wenn ihm die Copie irgend eines Lieblingsbildes gelungen.

Genau vor hundert Jahren erschien in Leipzig ein seltsames Bilderbuch mit dem Titel: „Geschichte berühmter Frauenzimmer". Es ist ein ziemlich wilder ungeordneter Strauß. Schönes und Häßliches, Königinnen, Tänzerinnen, Herrinnen und Sängerinnen, Nonnen und Dichterinnen begegnen uns, Wald-, Wiesen-, Garten- und Gift-

blumen schauen uns an im buntesten Gemisch. Manch verblichenes Köpfchen in seinem Reiz verlockt uns, es wieder aufzufrischen, noch einmal aufleben zu lassen, daß sich auch noch andere Augen seiner freuen. Es sind einige solcher Versuche von Frauenhand, die hier folgen, — kleine restaurirte Miniaturportraits. —

Sie muß von den bedeutendsten und glänzendsten Cavalieren des französischen Hofes unter Heinrich IV. umworben gewesen sein, Claudia Katharina Clermont de Vionne, die einzige Tochter des Claudius von Clermont, Freiherrn von Dampierre, und der Johanna von Vionne, Enkelin des Erbherrn Andreas von Vionne-Chataigneraie, und demzufolge sagte man ihr nach, sie sei eine gelehrte Frau. Die gelehrten Frauen aber wurden in allen Zeiten von den Männern mehr bewundert, als geliebt, — und wenn man sich auch seltsame Dinge von den strengen Studien und der glühenden Lernbegier des jungen Mädchens erzählte, so hatten ihre Augen und Wangen doch nichts von ihrem Glanz und ihrer rosigen Frische eingebüßt.

Ein damaliger Dichter sang von der schönen Katharina:

„Sie heftet ihre holden Augen
Bald auf die Blätter des Chryſoſtomos,
Bald auf den heil'gen Auguſtin —
„Passant le soir et le matin
Dessus la Sainte écriture
— En prière ou en lecture
Und in dem Pluto und Plutarch,
In dem Tullius und Cato
Und in den beiden Seneca
Pflückte ſie die ſchönſten Blumen
Und vermiſchte Scherz und Ernſt
Mit angenehmſter Sorgfalt. —
Bald vergnügte ſich am Maro
Ihr beſtändig thät'ger Geiſt
Und genoß die reine Sprache,
Die nach keuſchen Sitten ſchmeckt."

Trotz alledem war Niemand heiterer in Geſellſchaft, als die junge Beſungene, und wenn ihr helles Lachen die jungen Mädchen mit ihrem Wiſſen verſöhnte, und ihre tiefen Kenntniſſe zugleich den Gelehrten Hochachtung abnöthigten, war ihre holde ächte Weiblichkeit das Entzücken der Männer.

„Selbſt die Ignoranten," berichtet ein Biograph von ihr, „ſuchten ihre Nähe, und es war ihnen nicht anders, als hätten ſie bei ihr mehr Witz, als bei jeder Andern."

blumen schauen uns an im buntesten Gemisch. Manch verblichenes Köpfchen in seinem Reiz verlockt uns, es wieder aufzufrischen, noch einmal aufleben zu lassen, daß sich auch noch andere Augen seiner freuen. Es sind einige solcher Versuche von Frauenhand, die hier folgen, — kleine restaurirte Miniaturportraits. —

Sie muß von den bedeutendsten und glänzendsten Cavalieren des französischen Hofes unter Heinrich IV. umworben gewesen sein, Claudia Katharina Clermont de Bionne, die einzige Tochter des Claudius von Clermont, Freiherrn von Dampierre, und der Johanna von Bionne, Enkelin des Erbherrn Andreas von Bionne-Chataigneraie, und demzufolge sagte man ihr nach, sie sei eine gelehrte Frau. Die gelehrten Frauen aber wurden in allen Zeiten von den Männern mehr bewundert, als geliebt, — und wenn man sich auch seltsame Dinge von den strengen Studien und der glühenden Lernbegier des jungen Mädchens erzählte, so hatten ihre Augen und Wangen doch nichts von ihrem Glanz und ihrer rosigen Frische eingebüßt.

Ein damaliger Dichter sang von der schönen Katharina:

„Sie heftet ihre holden Augen
Bald auf die Blätter des Chryſoſtomos,
Bald auf den heil'gen Auguſtin —
„Passant le soir et le matin
Dessus la Sainte écriture
— En prière ou en lecture
Und in dem Pluto und Plutarch,
In dem Tullius und Cato
Und in den beiden Seneca
Pflückte ſie die ſchönſten Blumen
Und vermiſchte Scherz und Ernſt
Mit angenehmſter Sorgfalt. —
Bald vergnügte ſich am Maro
Ihr beſtändig thät'ger Geiſt
Und genoß die reine Sprache,
Die nach keuſchen Sitten ſchmeckt."

Trotz alledem war Niemand heiterer in Geſellſchaft, als die junge Beſungene, und wenn ihr helles Lachen die jungen Mädchen mit ihrem Wiſſen verſöhnte, und ihre tiefen Kenntniſſe zugleich den Gelehrten Hochachtung abnöthigten, war ihre holde ächte Weiblichkeit das Entzücken der Männer.

„Selbſt die Ignoranten," berichtet ein Biograph von ihr, „ſuchten ihre Nähe, und es war ihnen nicht anders, als hätten ſie bei ihr mehr Witz, als bei jeder Andern."

Dabei nannten die Armen sie ihren Engel, und in gar manches dunkle Krankenzimmer trugen ihre Augen Trost und Sonnenschein.

Die Vielumworbene reichte in erster Ehe dem Herrn Johann von Annebaut ihre Hand. Das Glück dieser Verbindung währte nur wenige Jahre, — der tapfere Annebaut fiel bei einem Treffen bei Dreux als ein Opfer jener bürgerlichen Kriege, die damals Frankreich zerrütteten.

Als das Trauerjahr der kaum zwanzigjährigen Wittwe vorüber war, konnte sie der glühenden Werbung eines der schönsten und vornehmsten Männer am Hofe nicht widerstehen — Graf Albert von Rhetz durfte die schöne Katharina heimführen.

Albert Rhetz — eine höchst interessante Männererscheinung aus dem Hause der Gondi aus Florenz, besaß Carl's IX. vollste Gunst. Er war dem Glücke der berühmten Katharina von Medicis nach Frankreich gefolgt, — eine Katharina sollte das Glück seines Herzens werden.

Unter Heinrich II. Regierung war er Oberhofmeister beim König und unter Carl IX. Kammerherr und Marschall von Frankreich, Heinrich III. machte ihn gar zum Herzog und Pair und zum General

über die Galeeren, und in dieser Stellung blieb er denn auch unter Heinrich IV. Liebenswürdig, leutselig und geschmeidig, schön und stattlich, flogen ihm alle Herzen entgegen. Als Herzogin von Rhetz erwarb sich die reizende Katharina neue Bewunderer, — sie zeigte sich als die feinste Politikerin, die klügste und glücklichste Rathgeberin ihres Gemahls. Man könnte sie die Fürstin Lieven der damaligen Zeit nennen, dasselbe bezaubernde Conglomerat von Geist, Grazie und Scharfsinn tritt uns in ihr entgegen. — In ihren zarten Händen vereinigten sich alle Fäden der inneren und äußeren Politik des Landes. Während der Zeit der sehr erfolgreichen Unterhandlungen des Herzogs an den Höfen von England, Deutschland und Polen blieb die schöne Frau in Paris und wußte alle geheimen Feinde ihres entfernten Gatten zu entwaffnen. Der König nahm in allen auswärtigen Angelegenheiten seine Zuflucht zu ihr, als zu der einzigen Person am Hofe, welche der Sprachen mächtig war. Und als der Erzbischof von Gnesen als Oberhaupt der polnischen Gesandtschaft nach Paris kam und den Herzog von Anjou zum König von Polen verlangte, diente die reizende Herzogin von Rhetz als Dolmetscherin, und versah dies

schwierige Amt mit einer Sicherheit und Grazie ohne Gleichen. Der gewandte Prälat verrieth sein Entzücken ohne allen Rückhalt, und wenn die Verhandlungen sich damals in die Länge zogen, so waren nicht besondere politische Verwickelungen, sondern nur zwei schöne Frauenaugen daran schuld.

„Sie verdient, daß ganz Europa sie anstaune," schrieb er an einen Vertrauten; „nie sah ich eine durch ihren Geist und ihre anmuthvolle Weiblichkeit verführerischere Frau, als diese Herzogin! Und wir Polen müssen den Marschall, ihren Gemahl, auf Händen tragen, einzig weil er der Besitzer eines solchen seltenen Schatzes." — Katharina, als die Mutter blühender Söhne, wurde zwar von ihren Kindern angebetet, aber dennoch trat ihr Liebling, der junge schöne Marquis de Belle Isle, eines Tages, verführt durch die fanatischen Anhänger der Ligue, ihr in offenem Aufruhr entgegen. Man hatte, als der Marschall, sein Vater, sich eben in Italien befand, ihm gerathen, sich des väterlichen Gutes zu bemächtigen, und an der Spitze seiner Vasallen dann sich mit den andern Rebellen zu vereinigen.

Mit der Mutter, einer Frau, glaubte er ein

leichtes Spiel zu haben, und sie durch Bitten und sanfte Gewalt seinen Plänen geneigt zu machen.

Welche Täuschung! Katharina trat offen gegen den jugendlichen Empörer auf, sammelte Soldaten und führte sie selbst gegen den Sohn in's Feld, um die Rechte des Mannes und Vaters zu schützen und die Vasallen in dem Gehorsam zu erhalten, den sie dem Könige, ihrem Herrn schuldete. Der irregeleitete Sohn war der Erste, der seinen Degen zu den Füßen seiner schönen und muthigen Mutter niederlegte.

Das ganze Land war voll von dieser Heldenthat — und König Heinrich, der die Ehre und den Heldenmuth über Alles hoch hielt, überhäufte die wunderbare Frau mit Gnadenbezeichnungen und verzieh dem Sohne.

Ein prachtvolles Schloß zu Noisy bei Nantes erstand für den Herzog von Rhetz, und dort wurde in der prachtvollsten Weise eine Hochzeit gefeiert: der einstige Aufrührer, der Marquis de Belle Isle, führte ein bezauberndes Geschöpf als Braut heim, das wegen seiner Schönheit und seines Witzes dem ganzen Hofe ein Gegenstand der Bewunderung gewesen war, — die junge Antoinette von Orleans. — — Wer hätte wohl ahnen können, daß dieser

strahlenden Erscheinung, die in dem weißen, weithin schleppenden Seidengewande, mit Perlen und Edelsteinen gestickt, in dem silberdurchwirkten Schleier und dem schimmernden Goldreif über der jungen Stirn, der Botin eines Wunderlandes glich, der Nonnenschleier bestimmt war!

Nur wenige Jahre sonnigsten Glückes zogen über diesem Haupte dahin — — dann wurde der Marquis de Belle Isle in einem Streite von einem bretagne'schen Edelmann getödtet und seine verzweifelnde Wittwe verließ ihr einziges Kind und wurde Benedictiner-Nonne, „um," wie L'Etoile von ihr sagt, „in ihrem Kloster wegen ihrer Tugend und Buße eben so große Bewunderung zu erregen, als früher durch ihre Schönheit und ihren Geist."

Sieben Jahre nach dem Tode seines ältesten Sohnes starb der Herzog von Rhetz, und wenige Monate später, im Februar 1603, im Alter von kaum sechzig Jahren, folgte ihm seine vielgepriesene Gefährtin.

In der Capelle der Schwestern von Ave Maria in Paris fand die Hülle der Herzogin von Rhetz ihre letzte Ruhestatt.

VI.

Deutsche Lieder.

Gedankenblatt für einen Lebenden.

Vor Jahren war es, als ich an einem schönen Sommernachmittage in dem alten Halle an der Saale auf dem Chor in der Marktkirche stand und mit der vollen Unbefangenheit eines Singvogels zwei Bach'sche Arien sang, unter der Direction von Robert Franz. Es war die kleine jubelvolle Pfingstcantate:

„Mein gläubiges Herze, frohlocke, sing', scherze, —

und das tiefernste:

„Wie zittern und wanken der Sünder Gedanken!" —

Und wie stolz war ich damals, als mir der „Herr Musikdirector" so freundlich zunickte und nachher sogar flüsterte: „Sehr brav gesungen!" Nach jenem Concert, das man, wen ich mich recht erinnere, zu irgend einem wohlthätigen Zweck ge-

geben hatte, musicirten wir noch ein Weilchen im Hause von Robert Franz. Er zeigte mir da allerlei gedruckte und ungedruckte Lieder, die ich zu seiner Freude frisch und ohne Zagen prima vista zu singen versuchte. — Es waren meist fröhliche Waldlieder voll Sonnenschein, denn die traurigen, meinte er, „könne ja doch die kleine ‚Leipziger Lerche‘ noch nicht singen“; so sang ich denn nur das reizende: „Es ist mir wie dem Waldvöglein zu Muth,“ und: „In dem frischen grünen Wald streich’ ich leicht und froh herum,“ sowie: „Ach wenn ich doch ein Immchen wär’,“ und Andere.

Ich vergaß darüber ganz und gar, daß ich nach dem Giebichenstein zu fahren versprochen, daß ich dort des ehemaligen Salzinspectors Friedrich Reichardt’s Haus besuchen wollte, und mich darauf gefreut hatte, eben dort eine Rose pflücken zu dürfen, von dem Strauche, den Göthe’s Hand in dem Gärtchen gepflanzt.

Spät Abends, mit heißen Wangen und übervollem Herzen fuhr ich nach Leipzig zurück, und gar manche meiner Freundinnen lachte mich nachher aus, daß ich in der Stadt an der Saale nur die zwei „Löwen“ auf dem Markte und den Halle-

schen „Riesen mit dem Schwerte“ gesehen, nicht aber die alte Burg auf dem Berge, das bekannte und vielgepriesene Ziel der Ausflüge von Fern und Nah. — Einen ganzen Strauß Liederrosen brachte ich aber mit heim, statt der einen Göthe-Rose, unverwelkliche Blüthen aus dem stillen Garten eines echten deutschen Musikers; unseres Robert Franz, — und sie blühen und duften noch heute in meiner Zelle.

Seit jenem Besuche nämlich sang ich meinen „Robert Franz“ fort und fort, anfangs wohl nur die heitern Lieder — bis ich denn auch im Laufe der Jahre „die traurigen“, allmählig lernte, — und ich wunderte mich nur, daß Andere sie nicht auch mit solcher Freude und solchem Eifer sangen und begriff nicht, warum sie klagten: „sie sind uns zu schwer!“

Als mich später einmal Otto Dresel, der Musiker und ausgezeichnete Clavierspieler, besuchte, der liebe Jugendfreund, der in New-York der deutschen Musik eine bleibende Stätte bereitet, da feierten wir Beide einmal einen Franz-Abend so recht nach unserm Sinn. Gehört der Genannte doch zu seinen glühendsten Verehrern, der mir wiederholt versicherte: „Drüben, jenseits des Oceans,

kennt man ihn beſſer und liebt ihn mehr wie hier! Es iſt wieder die alte melancholiſche Geſchichte von Propheten im Vaterlande.“

Aber nicht allein die alten lieben Lieder nahmen wir damals mit Feuereifer durch, auch einen Schatz *neuer* hatte Otto Dreſel mitgebracht, der mir unbekannt geblieben, — wie war es ſeitdem aufgeblüht und hatte zahlloſe Knospen getrieben in dem ſtillen Garten zu Halle!

„Man wird und muß ihn auch bei uns mehr ſingen und lieben!“ verſicherte ich ihm beim Scheiden; „haben Sie nur Geduld, wenn Sie wieder kommen, finden Sie Ihren Freund, unſern Franz, auf jedem Flügel.“

Ich hatte falſch prophezeit. — Otto Dreſel erinnerte mich daran, als er im vergangenen Jahre bei mir im Vorübereilen einkehrte.

Nur eine einzige Stunde konnte er bleiben, aber wir ſchlugen doch ſofort den Flügel auf:

„In dem Dornbuſch blüht ein Röslein“,

klang es, und:

„Am Himmel dort ſchießen
So luſtig die Stern',
Dein Schatz läßt Dich grüßen
Aus weiter, weiter Fern'.“ —

Zum Schlusse noch die tiefpoetische Widmung:
„O danke nicht für diese Lieder."

Kaum war der letzte Ton verhallt, so mußte mein lieber Gast Abschied nehmen, aber uns Beiden war so wohl ums Herz gewesen, bei diesem hellleuchtenden Opferfeuer, für unsern gemeinsamen Liebling im Fluge angezündet.

Auf „jedem Flügel" aber fand und findet man ihn leider noch immer nicht, diesen glänzenden Tonlyriker, so sehr er's auch verdiente. — Der Name Robert Franz sollte, nach Art der Welt, in weitesten Kreisen erst genannt und gefeiert werden, wenn sein Träger müde und krank geworden, — wie man ja bekannter Maaßen den Dichtern und Gelehrten ein Denkmal zu setzen pflegt, die in Armuth und Elend gestorben.

Jetzt, wo ihn das schwere Geschick getroffen, wie einst Beethoven, durch ein unheilbares Gehörleiden seiner Freundin und Trösterin, der Musik, entsagen zu müssen, wo es still und stiller wird um ihn her, und die Schatten banger Zukunftssorgen auf seinen Weg fallen, jetzt fängt man an, auf ihn und seine Lieder aufmerksam zu werden, man wird sie vielleicht singen, — wo es ihm selbst nicht mehr vergönnt ist, sie zu hören. Es ist die

alte trostlose Erfahrung: — nur einer gebrochenen Schöpferkraft gegenüber will die Welt erlauben, daß man sie mahnt an ihre Schuld gegen sie. Die Zeitungen bringen nun das Portrait jenes sanften, melancholischen Künstlergesichts, und die schlichte Biographie des Halle'schen Musikdirectors, unermüdlichen Bearbeiters und Interpreten Bach's und Händel's. Die Stimme Lißzt's, die vor Jahren vor allen andern so warm sich für Robert Franz erhob, verhallte im Winde, Otto Gumprecht, Emil Naumann in Berlin, Richard Würst, Julius Schäfer und Andere machten wiederholt und vergebens auf seine Lieder aufmerksam, E. Hanslick und Dr. Ambros in Wien feierten ihn in geistvollen warmen Blättern, trotz alledem blieb die Gemeinde derer, die seine Lieder sangen, nur eine kleine.

„Er ist unbequem zu singen." sagten die Dilettanten, — „er macht keinen eigenen Effect," gestanden achselzuckend die Künstler, und man wandelte in den ausgetretenen bequemen Liederbahnen vergnügt weiter, sang tausendmal Gesungenes noch tausendmal nach, und schob alles Neue, und vor Allem Robert Franz, so lange von sich, bis Andere es zuerst einmal versuchten und damit „reussirten."

Wie trostlos ist wohl der Gedanke für einen Liedercomponisten unserer Tage, daß ein Mann wie Robert Franz mehr wie Jahrzehnte brauchte, um jenen Liederblüthen, und unter ihnen eben auch nur einzelnen von ihnen, Eingang zu verschaffen, über deren Schönheit die Musiker doch alle einig?!

Wie mühsam müssen sie sich durchringen an's Licht, welche lastende Schichten von Vorurtheilen, Bequemlichkeit und Schwerfälligkeit sind zu durchzubrechen!

Robert Franz, heißt es in den biographischen Skizzen über unsern Liedercomponisten, wurde geboren zu Halle an der Saale. Von seinen schlichten Eltern zu einem anderen Lebensberufe bestimmt, besuchte er bis in die oberen Classen das Gymnasium des Halleschen Waisenhauses, doch wußte sein unwiderstehlicher Drang zur Musik sich allen äußeren Hindernissen zum Trotz endlich Bahn zu brechen und er erhielt nach härtestem Kampf mit den Seinen endlich die widerstrebende Erlaubniß zum Besuch der Musikschule von Friedrich Schneider in Dessau, dem Componisten des „Weltgericht." Der Schüler dieses braven und gewissenhaften Lehrmeisters aber ging gar bald seinen eigenen

Weg. Von Jugend auf verschlossen, scheu und mit tiefinnerlicher Arbeit beschäftigt, mußten diese geniale Natur wohl die starren Schultheorien zurückstoßen und beengen und seine harmonischen und contrapunctistischen Studien dienten ihn im Grunde nur als Mittel ganz andere Gebilde auszuführen, als die Schule ihm als Muster darstellte.

Nach Halle zurückgekehrt, erging es ihm wie einem Träumer, der plötzlich erwacht und sich aus einer idealen Welt in die rauhe Wirklichkeit versetzt sieht.

Er hatte sich noch zu wenig von jenen praktischen Kenntnissen und eigentlichen Kunsthandgriffen angeeignet, mit denen er auf irgend eine Stellung Anspruch machen, oder vor der Welt auf Geltung und Erfolg rechnen durfte. Was nun thun? Wie sich geltend machen?! Seine Compositionen waren und blieben unbekannt, sein reiches inneres Leben unverstanden, man zuckte die Achseln über ihn und nannte ihn einen Sonderling.

Da mußten denn wohl in seinem eigenen Innern Zweifel an seinem Beruf als Musiker aufsteigen, und das eifrige Studium seiner Lieblingsheroen Bach und Schubert, in das er sich mit allen Kräften seiner Seele versenkte, drückte ihn Anfangs

mehr nieder, als daß es ihn erhob. Er erschien sich so pygmäenhaft diesen Riesengeistern gegenüber!

Jahrelang componirte er keinen einzigen Satz, studirte dagegen in seinen Freistunden Philosophie und verkehrte mit Mendelssohn und Schumann, in dem reichen Musikleben Leipzigs Muth und Trost suchend. — Erst eine gewaltige Leidenschaft, wie sie nur Künstlerherzen erfaßt, und die sich endlich in einen Schmerzensaccord auflöste, der durch sein ganzes Leben nachklingen sollte, trieb ihn wieder zu einem musikalischen Ausströmen jener hin- und herfluthenden Empfindungen, die ihn zu vernichten drohten. Nicht für die Welt, zunächst für sich und die geliebtesten Freunde componirte er nun und die Form des Liedes war es, zu der er sich am mächtigsten hingedrängt fühlte, wie es ja auch seinem angebeteten Schubert geschah:

„Meiner Sehnsucht allerheißesten Schmerz
Durft' ich aushauchen in Liederscherz —"

sang Schubert in den Müllerliedern.

Schumann war es, der zuerst diese zarten und leidenschaftlichen Ergüsse der Franz'schen Seele bewunderte und ihn zur Herausgabe seiner ersten Lieder bestimmte.

So sang er denn fort und fort seit jener Lebenskrisis, — man nannte seinen Namen in der Musikwelt mit immer steigenderem Interesse, auch auf seine äußeren Verhältnisse fiel ein rosiges Streiflicht: ein harmonisches Familienleben an der Seite einer vortrefflichen Frau sicherte seinem Schaffen die nöthige Ruhe und Sorglosigkeit. Die Stadt Halle fühlte sich allmählig stolz im Besitz eines solchen Organisten und Leiters des dortigen Gesangvereins, welche Stellen man ihm nun angetragen und die Franz angenommen hatte. Jene sorglosen Tage der stillen frohen Arbeit sind aber längst vorüber. Schon seit Jahren zwang ein immer steigendes nervöses Gehörleiden den Meister, seiner gewohnten Thätigkeit zu entsagen, und an die Thür des edlen Künstlers, der allezeit eine offene Hand hatte, wenn es galt wohlzuthun und mitzutheilen, und der nie ideale Zwecke seinen materiellen Interessen geopfert, klopft nun laut und immer lauter die Sorge für die Zukunft einer zahlreichen Familie.

Ein wunderschöner, herzenswarmer und geistvoller Aufsatz über den Liedercomponisten Robert Franz erschien vor Kurzem in einem wahrhaft bezaubernden Buche von Dr. W. Ambros: „Bunte

Blätter.“ In ihm wird bei Gelegenheit der Besprechung des hohen Werthes der Franz-Lieder nachgewiesen, wie lange Schubert's Lieder gebraucht, um Eingang zu finden und wie lange Schumann kämpfte. Robert Franz theilt in erhöhtem Maaße dies tragische Geschick unserer Lieblinge. Nur unser Felix Mendelssohn war auch hier, wie in allen Dingen, ein „Glückskind“ im vollsten Sinne des Wortes.

Jede seine Liederblumen nahm man sofort ihm aus der Hand und trug sie in das Sonnenlicht der wärmsten Bewunderung, — überall, im Hause wie im Concertsaal, sang man Mendelssohn's Lieder. Und dennoch sind viele der Franz-Lieder mindestens eben so dankbar für den denkenden und fühlenden Sänger, selbst kleine Stimmen können mit ihnen hinreißende Wirkung erzielen, wie z. B. mit der „Zither“:

„Am Himmel dort schießen
So lustig die Stern'“,

mit dem „Röslein am Dornbusch“, dem „Schatz auf der Wanderschaft“, dem Gruß: „die Höhen und Wälder schon steigen“, der Klage: „Aus meinen großen Schmerzen“, dem Ständchen: „Horch, wie still es wird im dunkeln Hain“, dem „Imm-

chen", dem Burns'schen: „Einen schlimmen Weg ging gestern ich", dem Waldvöglein", den „Mädchenliedern" und Anderen.

Brillante Stimmen und leidenschaftliche Sänger dagegen werden sich selbst und Andere entzücken mit seinem: „Er ist gekommen", dem „Jägerlied", der „Gewitternacht", den „Schilfliedern", der „Lotosblume", dem böhmischen melodischen Seufzer: „Ach, ihr Wälder, dunkle Wälder der Haide", u. s. w.

Um den Ruhm des theuren Meisters brauchen wir freilich nicht zu sorgen, dem Namen des geist- und liebevollen Bearbeiters unseres Bach und Händel, und seelenvollen, feinsinnigen Liedercomponisten ist ja in der Geschichte der deutschen Musik ein Ehrenplatz für alle Zeiten gesichert, nur etwas Freude wäre ihm „auf's Innigste zu wünschen," etwas Sonnenschein, etwas Rosenduft.

Ueberall werden jetzt von seinen Verehrern und Freunden Concerte veranstaltet und Sammlungen gehalten, um aus deren Ertrage einen Ehrenfond für Robert Franz zu bilden.

Eile thut Noth, um einem Lebenden und Leidenden zu beweisen, daß er auch in seiner Zeitgenossen Herzen seinen Platz behauptet.

Wärmstes Interesse möchten wir ihm zeigen an seinem Geschick wie an seinen geliebtesten Kindern: seinen Liedern.

Es gilt keine kalte Lorbeer- und Cypressenkrone um eine Marmorstirn, keinen Denkstein auf ein versunkenes Grab, — es gilt den hellen, frohen Rosenstrauß innigster Dankbarkeit in eine liebe fleißige Hand zu drücken, die uns so reich beschenkte.

VII.

Ein Weihnachtsgeschenk.

Es war im Jahre 1807, als der Berliner Musikdirector Friedrich Reichardt in dem trotz des dunkeln politischen Himmels noch immer so fröhlichen Wien umherschwärmte, Haydn und Beethoven aufsuchte und begeisterte Briefe in die Heimath sandte, über Kunst und Menschen, Theater und Diners, Toiletten und Sitten, — die prachtvolle Stimme der großen Milder und die mangelhafte Beleuchtung der Straßen, die projectirte Reise des Königs von Preußen nach Rußland, mit seiner schönen Königin, — und das Clavierspiel der Baronin Ertmann.

Wie lockend erscheint eine Festwoche, wo er abwechselnd von der herrlichen Aufführung der Gluck'schen Iphigenie in Aulis erzählt, von den glänzenden Gesellschaften in der hohen Aristokratie und den Musikabenden mit — Beethoven. —

„Wie antik heroiſch erſchien die Milder als „Klytämneſtra,“ ſchreibt er. „Alle waren überaus prächtig coſtümirt, man ſieht's in Paris nicht größer und ſchöner. Die Milder zauberte den Zuſchauer durch ihre Geberden, Stellungen und den Faltenwurf ihrer Gewänder in die griechiſche Welt.

Wie wunderbar ſie die ſtarken Stellen ſang, iſt nicht zu beſchreiben. Der Geſang der Rolle bleibt viel in der Mitte und Tiefe und dies ſchien ihrer ſchönen Stimme beſonders vortheilhaft zu ſein.

Am nächſten Tage habe ich auch ein ſchönes Quartett gehört. Es wurden drei Quartetten, ein's von Haydn, dann ein's von Mozart und zuletzt ein's von Beethoven geſpielt, dies letzte ganz beſonders gut. Es war mir ſehr intereſſant, in tiefer Folge zu beobachten, wie die drei echten Humoriſten das Genre, ſo Jeder nach ſeiner individuellen Natur weiter ausgebildet haben. Haydn erſchuf es aus der reinen Quelle ſeiner lieblichen originellen Natur. An Naivität und Laune bleibt er daher auch immer der Einzige. Mozart's kräftigere Natur und reichere Fantaſie griff weiter um ſich und ſprach in manchem Satz das Höchſte und

Tiefste seines Wesens aus; er war auch selbst mehr executirender Virtuose und muthete daher den Spielern weit mehr zu; setzte auch mehr Werth in künstlich durchgeführte Arbeit, und baute so auf Haydn's lieblich fantastisches Gartenhaus seinen Palast. Beethoven hatte sich früh schon in diesen Palast eingewohnt, und so blieb ihm nur, um seine eigne Natur auch in eigne Formen auszudrücken, der kühne trotzige Thurmbau, auf den so leicht keiner etwas weiter setzen soll, ohne den Hals zu brechen. Mehrmalen ist mir dabei Michel Angelo's stolzer, kecker Gedanke eingefallen, das herrliche Pantheon als Kuppel auf seine Peterskirche zu setzen.

Wie wohl hier in diesen vornehmen Gesellschaften dem Fremden wird, darüber läßt sich gar nichts mehr sagen. Es herrscht der beste Ton und dennoch große, völlige Ungezwungenheit und Gleichstellung. Der ehemalige große allgemeine Aufwand ist sehr beschränkt, der freie Zutritt zu den Tafeln der großen Häuser ist gar nicht mehr so allgemein als ehemals; Künstler scheinen nur noch darin eine glückliche Ausnahme zu machen. Die Tafeln selbst sind lange nicht mehr so üppig-splendid servirt, wiewohl äußerst fein, und immer

noch reich. Für mich hat Wien dadurch sehr gewonnen. Auch füg' ich noch gern' hinzu, daß nur in einem sinnlichen Genuß der Luxus sichtbar gestiegen ist, das ist in fremden Weinen. Auf allen großen und splendiden Tafeln findet man jetzt die feinsten französischen Weine, die unter zehn Gulden die Flasche nicht zu haben sind, und mehr und besser wird der feinste Champagner, der nicht moussirende, wohl nirgends getrunken als in den großen und feinern Häusern Wien's. Man trinkt ihn oft während der ganzen Mahlzeit aus Bechern oder Kelchgläsern.

Einen zweifach musikalischen Abend habe ich neulich gehabt. Zuerst ein Quartett bei der Gräfin Erdödy.

Beethoven spielte ganz meisterhaft, ganz begeistert neue Trios, die er kürzlich gemacht, worin ein so himmlischer Satz cantabile im Dreivierteltact und in Asdur vorkam, wie ich von ihm noch nie gehört, und der das Lieblichste und Graziöseste ist, das ich je hörte; erhebt und schmilzt er mir doch die Seele, so oft ich daran denke. Er wird die Trios später in Leipzig stechen lassen. — Nachher besuchte ich noch eine lustige Abendgesellschaft des Prinzen von Ligne, wo ich eine große Zahl

vornehmſter Frauen und Männer verſammelt fand, und wo recht hübſch muſicirt wurde. Beim Souper habe ich mich ſehr vortrefflich mit dem Schwiegerſohn des Prinzen, dem Fürſten Clary unterhalten.

Frau von Ertmann, die berühmte Clavierſpielerin und Freundin Beethoven'ſcher Muſik, habe ich nun auch kennen gelernt. — Eine hohe edle Geſtalt und ein ſchönes, ſeelenvolles Geſicht ſpannten meine Erwartungen beim erſten Anblick der edlen Frau noch höher, und dennoch wurde ich durch ihren Vortrag einer großen Beethoven'ſchen Sonate wie faſt noch nie überraſcht. Solche Kraft neben der innigſten Zartheit habe ich, ſelbſt bei den größten Virtuoſen, noch nie vereinigt geſehen, in jeder Fingerſpitze eine ſingende Seele, und in beiden gleichfertigen und gleichſicheren Händen, welche Kraft, welche Gewalt über das ganze Inſtrument, welches Alles, was die Kunſt Großes und Schönes hat, ſingend und redend und ſpielend hervorbringen muß. Und es war gar nicht einmal ein ſchönes Inſtrument, wie man ſie hier ſo häufig findet; die große Künſtlerin hauchte dem Inſtrumente ihre gefühlvolle Seele ein und zwang ihm Dienſte ab, die es wohl noch keiner andern Hand geleiſtet hatte. Wie glücklich macht

es mich, daß die hohe edle Künstlerin einige Zeit hier bleibt und mir erlaubt, sie oft an ihrem Fortepiano zu finden. —

Einen neuen sehr angenehmen musikalischen Effect habe ich auch in einer frohen glänzenden Gesellschaft im Hennigstein'schen Hause erlebt. Es war eigentlich ein großer Ball, in welchem sehr viel schöne und junge Welt sehr lustig und zum Theil recht schön tanzte. Die Söhne und Freunde des Hauses, die ganz in Musik leben, obgleich sie alle Familienväter sind und viele schöne herrliche Kinder haben, formirten selbst das Orchester zu dem Ball und machten mit vieler Abwechselung eine so unterhaltende Tanzmusik, als kaum zehn dazu bestellte Musikanten hätten hervorbringen können. Am Sonntage hatte ich bei einem Diner beim Fürsten Lobkowitz — unter all den schönen heiteren Frauen — einen erschütternden Anblick in der ehrwürdigen Mutter des Fürsten, die gewöhnlich sehr eingezogen in einem Theil ihres Palastes lebt. — Sie ist die Schwester der schönen unglücklichen Prinzessin Lamballe, der edlen, treuen hingeopferten Freundin der armen Königin Marie Antoinette.

Zum Weihnachtsabend bin ich bei der liebenswürdigen Frau von Pereira, und weit hinaus in den Januar hinein, sind alle meine Abende doppelt und dreifach ausgefüllt durch Lustbarkeiten und Einladungen aller Art.“ —

So plaudert und zwitschert der sorglose kleine Vogel aus Berlin fort und fort, — und wie sah es wohl an eben jenem Weihnachtsabend in dem Horst des einsamen Adlers aus?

Ob Ludwig van Beethoven daran dachte, daß man draußen in der Welt das Christfest feierte, daß in den Straßen Wiens die Fenster hell aufleuchteten im Schein von zahllosen Kerzen und überall die frohe Musik jubelnder Kinderstimmen laut wurde?

In seiner großen wüsten Wohnung sah es finster aus. — Nur ein paar Kerzen brannten auf dem Flügel — und da saß denn auch der Meister und spielte leise wunderbare abgerissene Melodien. Es war, als ob es die Musik sei zu dem fantastischen Tanz, den die Schneeflocken vor den Scheiben eben hielten. — Drüben in dem großen Hause wurde schon ein Lichterbaum von freudezitternden Mutterhänden angesteckt, der Vater griff nach der Weihnachtsklingel, und im Neben-

zimmer ſtanden die wartenden Kinder am Fenſter und ſchauten mitleidig hinüber auf die Wohnungen, die dunkel blieben, und lauſchten den zauberiſchen Tönen, die wie aus weiter Ferne, wie Engelsgeſänge zu ihnen drangen.

Vielleicht waren es doch die Kindheitserinnerungen, die plötzlich in der Seele des Einſamen wach geworden an dieſem Abend der allgemeinen heiligen Freude. Erinnerungen, die ihn zurückführten in die Heimath, in die ferne liebliche Stadt an den Ufern des grünen Rheins — es klang wie Wellenrauſchen und Wiegenlieder.

Stand vielleicht ein heißes Sehnen auf in der großen Seele des Verlaſſenen an jene längſt erloſchenen Sterne der Vater- und Mutteraugen, und an das ſilberne Lachen der zärtlichen kleinen Schweſter!? — Klangen die Glocken der Chriſtmette wie aus weiter Ferne zu ihm herüber und riefen ſie jene frohe Zeit zurück, wo er ſelber in der Weihnachtsnacht ſein Kerzchen in die Kirche getragen, wo aus den Weihrauchwolken lauter glückſelige Geſichter ihn grüßten?!

Warum war Alles denn ſchon längſt ſo ſtill und dunkel geworden um ihn her? Die mächtigen Hände glitten von den Taſten herab — ein tiefer

Seufzer durchzog das öde große Gemach. — Die gewaltige Stirn senkte sich — die Lippen preßten sich auf einander — wie müde schlossen sich die unergründlichen Augen.

Was er wohl träumen mochte, daß er das Rauschen, Flüstern und leise, süße Lachen nicht hörte, das da dicht vor seiner Thüre laut und immer lauter wurde. Ein heller Lichtstrahl fiel durch die Spalte. Dann wurde die Thür aufgestoßen — jetzt erst fuhr der Sinnende empor. — Er rieb sich die Augen — was geschah ihm denn?!

Eine Schaar schöner lachender Frauen drang herein, zwölf der vornehmsten und reizendsten Schülerinnen und Verehrerinnen des Meisters, — mitten unter ihnen die kleine gelähmte, liebliche Gräfin Erdödy im Sessel, von ihren Kindern wie von Genien getragen. Die strahlende Lady Fitzgerald brachte einen brennenden Weihnachtsbaum, die Fürstin Lobkowitz trug eine Schaale mit Naschwerk, Frau von Severin Blumen, die schöne Baronin Ertmann ein Paar Leuchter und so alle Andern ein kleines Geschenk. Außerdem aber brachte eine Jede von ihnen ein reich gesticktes und zierlich gefältetes Oberhemd, mit den drei-

testen schönsten Handkrausen, wie sie damals die höchste Mode vorschrieb, und die man nun mit den heitersten Scherzen und dem muthwilligsten Gelächter vor dem Ueberraschten ausbreitete. Die Gräfin Erdödy hielt darauf eine kleine Rede und erklärte dem Meister Ludwig, wie sie und jede ihrer Freundinnen diese wahren Kunstwerke einer Nähterei gefertigt und wie sich kein Fürst zu schämen brauchte, diese Prachtstücke zu tragen und wie er nun darin erscheinen müsse zum Dank.

Und nun fiel der reizende Chor ein und klagte den zerstreuten großen Lehrmeister neckisch an, der niemals daran denke, sich ein Wenig zu schmücken, und erzählte ihm, wie man nun endlich den Plan gefaßt, ihn leise und unabweisbar daran zu erinnern, und wie Jede mit Freuden Finger und Augen für ihn angestrengt, um den Fürsten der Musik auch äußerlich wie einen Fürsten einherschreiten zu sehen.

Es war ein Schwirren von hellen Stimmen, ein Leuchten schöner Augen, ein Hin- und Hergleiten stolzer und anmuthiger Gestalten — — daß Beethoven wie im Traum dareinschaute. Dann folgte ein eiliges heiteres Abschiednehmen — — und die Zimmer des großen Meisters waren wieder

dunkel — — wenngleich noch der Christbaum brannte.

Er ließ denn auch die Kerzen niederbrennen, der einsame Mann, bis die Tannenzweige flammend aufprasselten und eine schwere Wolke von schwülem Waldesduft langsam empor stieg. — — Die Träume kamen wieder, wie sie in jener heiligen Nacht eben jeder Sterbliche träumt, der irgend ein Wesen auf der Welt jemals geliebt hat. —

Am nächsten Tage war ein kleines Weihnachts-diner angesagt bei der Gräfin Erdödy, — Beethoven sollte zur Feier des Festes unter seinen Freundinnen speisen, — und bei dieser Gelegenheit auch zuerst — — in seiner Weihnachtstoilette, den feinen Hand- und Brust-Krausen, erscheinen, so gebot seine Schützerin.

Und er erschien auch wirklich zur festgesetzten Stunde mit ungewöhnlich heiterer Miene. — Aber, o weh, der Gewaltige sah ja genau so aus wie immer! Das Haar in wildester Unordnung, die ungeheure Weste zugeknöpft bis unter das Kinn, der breite übergeschlagene Halskragen zerknittert und schief, der Knoten des Halstuchs lose und riesengroß, — Nichts, aber auch gar Nichts war besser geworden. Wo waren denn die zierlichen

Krauſen geblieben? — Dieſe bange Frage trat unwillkürlich auf ſchöne Lippen.

„Die Kragen und Krauſen?“ wiederholte Beethoven erſtaunt. „Hier ſind ja die Dinger! O, ſie halten ganz warm!“ verſicherte er lächelnd, — und ſchob mit dem Ausdruck höchſter Befriedigung den Rockärmel ein wenig zurück und ſchlug mit der Hand auf die Bruſt. Ein wirres weißes Chaos erſchien: die zerſtörten Wunder der ſchönſten Falten.

Ein Schrei des Entſetzens wurde laut, dann ein unaufhaltſames ſilbernes Gelächter. — Das Kunſtwerk der feinen Frauenfinger war und blieb für heute und immerdar vergraben als — Erwärmungsmittel unter Rockärmel und Weſte des Vielgefeierten. — — Die Beſſerungsverſuche auf dem Gebiete der Toilette ſollen die ſchönen Schülerinnen Beethoven's ſeit jenem Weihnachtsabend für immer aufgegeben haben.

VIII.

Vom „Elias“ von Mendelssohn.

Im Frühling des Jahres 1847 schrieb Mendelssohn von England aus über die erste Aufführung seines Elias in Birmingham an seinen Bruder in Berlin: „Du hast Dich von Anfang an so freundlich für meinen Elias interessirt und mir dadurch zu seiner Vollendung so viel Lust und Muth gemacht, daß ich Dir nach der gestrigen Aufführung schreiben und Dir davon erzählen muß. Noch niemals ist ein Stück von mir bei der ersten Aufführung so vortrefflich gegangen und von den Musikern und Zuhörern so begeistert aufgenommen worden wie dieses Oratorium. — Es war gleich bei der ersten Probe in London zu sehen, daß sie es gern mochten und gern sangen und spielten, aber daß es bei der Aufführung gleich einen solchen Schwung und Zug bekommen würde, das

gestehe ich, hätte ich selbst nicht erwartet. Wärst Du nur da gewesen! Die ganzen drittehalb Stunden, die es dauerte, war der große Saal mit seinen 2000 Menschen und das große Orchester alles so vollkommen auf den einen Punkt, um den es sich handelte, gespannt, daß von den Zuhörern nicht das leiseste Geräusch zu hören war und daß ich mit den ungeheuren Orchester-Chor- und Orgelmassen vorwärts und rückwärts gehen konnte, wie ich nur wollte. — Wie oft dachte ich dabei an Dich! Besonders aber als die Regenwolken, wo der Chor für den Regen dankt, kamen und als sie den Schlußchor wie die Wüthenden sangen und spielten, und als wir nach dem Schluß des ersten Theils die ganze Stelle wiederholen mußten. Nicht weniger als vier Chöre und Arien wurden wiederholt und im ganzen ersten Theil war nicht ein einziger Fehler, nachher im zweiten Theil kamen einige vor, aber auch die nur sehr unbedeutend. Ein junger englischer Tenorist sang die letzte Arie so wunderschön, daß ich mich zusammen nehmen mußte um nicht gerührt zu werden und um ordentlich Tact zu schlagen. Wie gesagt: „wärst Du da gewesen!“ — Der Zufall spielte mir am Morgen des 6. Mai 1873 diesen Brief an Paul

Mendelssohn in die Hände und am Nachmittage war die alte Martinikirche zu Minden gefüllt bis auf den letzten Platz, — der Elias wurde aufgeführt von dem dortigen Gesangverein und der Militärcapelle des 15. Infanterie-Regiments, unter der Leitung des Musikdirectors Baron von Kaulbars. — Zu den Soloparthien waren für den Sopran die Braunschweigische Hofopernsängerin Frau Eggeling engagirt worden, für den Alt eine talentvolle Schülerin des Leipziger Conservatoriums, Fräulein Redecker, für den Tenor ein vielversprechender Schüler des Herrn Hofopernsängers Haas in Hannover, Herr Schürmann, und für die Parthie des Elias endlich Herr Haas selber. — Mit voller Hingabe und künstlerischem Bewußtsein brachte dieser allgemein beliebte und anerkannte Sänger die tiefernste Gestalt des Propheten zur Erscheinung, — der Höhepunkt der edlen Leistung lag aber in der ergreifenden Arie: „es ist genug — so nimm denn Herr meine Seele.“ — — — Wie war er doch gewandert, durch alle Lande, der herrliche Elias, seit jenem glänzenden Tage in Birmingham, den Mendelssohn beschreibt, — — in wie viele Menschenherzen waren die erschütternden Worte gefallen:

„So wahr der Herr — der Gott Israels lebet, vor dem ich stehe — es soll diese Jahre weder Thau noch Regen kommen — ich sage es denn!“ — — Wie vieler Augen hatten wohl in Thränen gestanden bei den leidenschaftlichen Bitten des verzweifelnden Mutterherzens um den todtkranken Sohn: „hilf mir, du Mann Gottes — mein Sohn ist krank!“ — — über wie viele demüthig sich senkende Häuser waren sie dahingebraust jene mächtigen Chöre, und mit ihnen und in ihnen ging: „der Herr vorüber.“ — Die „Regenwolken“ waren aufgestiegen: — zuerst kaum sichtbar — „wie eines Mannes Hand,“ — dann stärker und stärker, das durstige Land tränkend. — — Die Engel sind herabgekommen zu allen Verzagten mit ihrem süßen heiligen Trost: — „denn der Dich behütet schläft nicht!“ und unzählige Seelen haben sich seit Jahren wieder und wieder vereinigt zu dem jubelvollen Chor: „Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name!“ — — und nun war der Elias auf seinem weihevollen Triumphzuge denn auch bei uns erschienen. —

Und eine jugendliche Dirigentenhand hielt hier das gewaltige Ganze zusammen, — aber in ihr

offenbarte sich in der That eine Kraft von Gottes Gnaden. —

— Baron von Kaulbars, — geborener Esthländer, bis vor einigen Monaten Schüler des Leipziger Conservatoriums, früher russischer Gardeofficier, — entsagte der militairischen Laufbahn, um mit seiner geliebten Geige zunächst als Musikstudent „die altberühmte Musik-Universität zu beziehen," wo einst ein Sebastian Bach — Mendelssohn, Schumann, Hauptmann und viele Andere als „Professoren" gelehrt und gelebt. — Nach fast fünf Jahren ernstester theoretischer Studien trat Baron Kaulbars im vergangenen Winter in die Praxis und sein erstes Dirigentendebüt war eben: — Mendelssohns Elias. — Und standen ihm in Minden auch keine gewaltigen Massen im Chor und Orchester zu Gebote, wie der Componist selber sie in England einst leiten durfte, so offenbarte sich die außerordentliche Begabung dieser Künstlernatur doch Jedem, der Ohren zu hören und Augen zu sehen, — in der Art und Weise, wie er eben die vorhandenen Kräfte und das gebotene Material gesammelt, concentrirt und eingeübt hatte. — Er ließ sie Alle nun, Chöre wie Musiker, nach seinem Willen vor-

wärts und rückwärts gehen und wußte sie begeistert und begeisternd in's Feuer und — zum glänzenden Siege zu führen. —

Und als ich, die Seele erfüllt und bewegt von den erhabenen Klängen, nach dem Schlußchor hinaustrat in den hellen, singenden Frühling, — da mußte ich wieder an jenen frühlingsfrischen, vor so langer Zeit geschriebenen Mendelsohnsbrief denken, und es war mir, als hätte der unvergeßliche Schöpfer jenes strahlenden Tonwerkes „Elias" auch als Zuhörer hier seine Freude haben müssen an solchem Wollen und Vollbringen, und so wünscht denn mein Herz leise, seiner gedenkend, an jenem Tage: „wäre er dabei gewesen, unser Felix Mendelssohn!" —

IX.

Ein Maitag.

Erinnerung an Ludwig Tieck.

Motto:

„Waldeinſamkeit,
Die mich erfreut —
Morgen ſo wie heut.“ —

An einem Maitag vor Jahren war es, als ich zum erſten Male den Namen Ludwig Tieck ausſprechen hörte, und ich weiß es doch noch, als ob es heute geſchah. Bei Dresden, in der Niederlösnitz, lag ein Weinberg und zu ſeinen Füßen ein kleines ſchlichtes Haus, Mohrenhaus genannt. Uralte italieniſche Pappeln ſtanden daneben, und ſeitwärts, nach dem Walde zu, erhob ſich die weit und breit bekannte mächtige Linde, unter deren Zweigen, auf der runden Holzbank, einſt Jean Paul, Ludwig Tieck, Tiedge und Eliſa von der Recke, Charlotte von Stieglitz, Carl Maria von

Weber, Bunsen, Reissiger und andere Berühmtheiten Rast gehalten. Wie tausendmal mag sie in guten und schlechten Versen heimlich besungen worden sein von all den jungen Herzen, die dort jene unklaren und doch so köstlichen Träume von „künftigen großen Dingen" träumten, von denen kein einziger sich erfüllt. Das alte Mohrenhaus glich eigentlich einem Taubenschlage, es war das gastlichste, das ich je gesehen, — fortwährend flog die Jugend, die weibliche wie die männliche, dort aus und ein, und Besitzer und Besitzerin dieses kleinen Paradieses waren nur unter der Bezeichnung „Onkel und Tante" P. bekannt. Das helle Lachen verstummte hier nie, die bescheidenen Gastzimmer standen kaum im Winter leer. Weder eingeschneite Wege noch Sonnengluth, oder Sturm und Regen hielt die Dresdener Freunde ab, das gastliche Asyl aufzusuchen, und wie oft versammelten sich zwanzig bis dreißig unerwartete Gäste um den abendlichen Theetisch, und unter ihnen gar vornehme, verwöhnte, aus aller Herren Länder, die jubelnd das Extragericht frischer Kartoffeln in der Schale begrüßten. Und wahrlich, von der Wirthin auf Mohrenhaus ließ sich mit vollem Recht behaupten, was man einst Franziska d'Aubigny, der

reizenden Frau des gelehrten Scarron, nachrühmte, sie verstand es, noch ehe sie Madame de Pompadour genannt wurde, meisterhaft: „de remplacer le rôti par une bonne histoire.“ Die anmuthigsten Geschichten sprudelten von ihren Lippen fort und fort. Tochter des vor Zeiten hochberühmten Pädagogen Hundeicker aus Braunschweig, Freundin des Kaisers Alexander, hatte sie Jahre lang in Petersburg gelebt und war Meisterin der feinen Form des Verkehrs wie der graciösesten Conversation, und vermittelte in wunderbarer Weise alle spröden geselligen Elemente, die sich ohne Willen und Wahl so oft in ihrem „Salon“ zusammenfanden. — Voll Geist und Herzensgüte, stets angeregt und anregend, war ihr Einfluß ein ganz ungewöhnlicher in allen Kreisen, und selten ist vielleicht eine Frau ohne äußere Reize bis in ihr spätestes Alter mehr geliebt und schwärmerischer verehrt worden, als Elise Pilgrim auf Mohrenhaus.

Und eben diese Frau saß eines Tages im Kreise junger Mädchen unter der Linde, und auf ihrem Schooße lag ein ziemlich zerlesenes Buch: „Tieck's blonder Eckbert“. — Und sie schalt mit uns, daß noch Keine ihren Liebling, den König der Romantiker, kannte, und erzählte in ihrer be-

redten Weise von jenem Abend im Hause Theodor Hell's in Dresden, wo sie Ludwig Tieck zuerst gesehen, und wie sie den Moment gar nicht hatte erwarten können, den längst schwärmerisch Geliebten von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. In all dem Drängen und Schwirren der großen Gesellschaft dachte sie nur an ihren Dichter, der damals noch nicht auf der Höhe seines Ruhmes stand, und dennoch alle jungen begeisterungsfähigen Herzen zu seinen glühenden Verehrern zählte. Sie wartete nur auf ihn, alles Andere war ihr gleichgültig. „Ich meinte," gestand sie lächelnd, „wenn er hereinträte, müsse gleich Licht mit ihm kommen, und Waldesduft, und er müsse ungefähr aussehen wie der blonde Eckbert, — ich war ja damals noch eine junge Frau und ließ mich nicht von dem Glauben abbringen, daß jeder Dichter auch auf den ersten Blick als solcher erkannt werden müsse. — Und so Viele auch hereinrauschten und hereintraten, keine Gestalt glich auch nur entfernt dem Bilde, das ich im Herzen trug.

Meine Bekannten sahen mich oft kopfschüttelnd und verwundert an, wenn ich, die sonst so Lebendige, ihnen kurze, zerstreute Antworten gab. Stunde um Stunde verging, ich gab die Hoffnung auf,

an jenem Abend Ludwig Tieck zu sehen. In dieser Bedrängniß trat ich endlich ganz zaghaft zu der Frau Hofräthin heran mit der Frage: „Er kommt wohl nicht mehr?“

„Wer denn, meine Liebe?“

„Nun, Ludwig Tieck!“

„Aber der ist ja schon seit zwei Stunden hier!“

„Mein Gott, — wo denn?!“

„Da drüben am Ofen steht er ja! wollen Sie ihn kennen lernen? Es ist ein ganz charmanter Mann.“

Ich blieb die Antwort schuldig. Durch all die nickenden Federn auf den Köpfen der Damen hindurch, an all den hohen steifen Kragen der Männerröcke vorbei, sah ich einen kleinen Mann in braunem Rock, das Kinn ebenfalls tief im hohen Kragen vergraben, das gestärkte und großgefältelte Jabot stand weit ab von der Brust, die Füße steckten in Wertherstiefeln, und über der schönen klaren Stirn erhob sich ein sorgfältig aufgebautes mächtiges Haartoupet.

„Das also war er?! So sah er aus?! Und denkt Euch,“ fuhr die Tante lachend fort, „mir traten wirklich die Thränen in die Augen, daß das mein Ludwig Tieck sein sollte! — Und als

die Frau Hofräthin nochmals fragte: „wollen Sie ihn kennen lernen?“ da schüttelte ich dummes Ding ganz trotzig den Kopf.

Da aber, ehe ich noch mit meinem enttäuschten Herzen die Flucht ergreifen konnte, bewegte sich die Gruppe am Ofen und plötzlich stand der Hofrath Winkler (Theodor Hell) vor mir und neben ihm — Ludwig Tieck.

„Hier steht eine Ihrer größten Verehrerinnen,“ hörte ich den Herausgeber der „Vespertina“, damals das gelesenste belletristische Journal Dresdens, sagen.

Ich schlug die Augen auf und erschrak fast über den Glanz, der mich plötzlich überströmte. Nie in meinem Leben habe ich solche Augen wiedergesehen, bin ich solchem Blick jemals begegnet, wie Ludwig Tieck's. Er war so wunderbar und überwältigend, ich kann's Euch nicht beschreiben, aber ich verneigte mich vor diesen Augen, als ob ein König vor mir stände, tief und immer tiefer; und wie mir's jubelvoll um's Herz war, vergesse ich nie; denn der Dichter, der mich aus ihnen ansah, war ja noch tausendmal schöner und strahlender, als ich ihn in meiner Phantasie je gesehen. — Lange Zeit später, als wir mit ein-

ander bekannt geworden waren, haben wir oft über dies erste Begegnen und meinen halben Kniefall gelacht, — ich gewöhnte mich daran, ruhig mit ihm zu reden, aber den eigenthümlichen Zauber behielten dennoch die blauen Augen Tieck's, und ich habe so oft später erzählen hören und gelesen, wie sie auf Andere genau denselben Eindruck gemacht.

Und Eine besonders schwärmte für diese Augen noch mehr, als ich selber, und das war die arme Charlotte Stieglitz.

„Hier unter der Linde," so erzählte die Tante damals weiter, „saß sie als Charlotte Willhöft stundenlang und verschlang Tieck's William Lowel und Sternbald's Wanderungen und den blonden Eckbert. Diesen zerlesenen Band hier hat sie in ihren kleinen hübschen Händen gehalten. Und hierin flüchtete sie sich auch mit den Liebesbriefen ihres Verlobten, des Dichters Heinrich Stieglitz. Ich ärgerte mich immer, wenn solch eine Epistel kam, denn dann war sie verwandelt und unbrauchbar für ein paar Tage. Sie stieg hinauf in ihr Stübchen und schrieb, und diese Antworten nahmen nicht Stunden, sondern Tage in Anspruch, und sie vergaß darüber Essen und Trinken und zerriß

zahllose Bogen und schrieb sich ganz heiß und klagte doch immer: „Ach, Tante, könntest Du mir helfen, es wird doch nicht Ordentliches, ich genüge ihm nicht und kann ihm niemals genügen!“ Sie war das anmuthigste Geschöpf der Welt und wäre sicher das Glück eines jeden rechten Mannes geworden in dem einfachen Beruf der Hausfrau und Mutter, denn sie half so gern und geschickt und griff zu im Hause und liebte die Kinder über Alles. Der krankhafte, unstäte Dichter drängte sie aber in jene ungesunde Atmosphäre, in der sie jammervoll zu Grunde gehen mußte. Der Mann trägt ja allezeit den größten Theil der Schuld an dem Untergange des Weibes, das rein und voll heiligen Vertrauens sich in seine Hände gab und dessen Führer und Stütze er werden soll. Mich, die Charlotte Willhöft so oft in jenen exaltirten Stimmungen sah, wenn sie die Briefe ihres Verlobten gelesen hatte, überraschte ihr Selbstmord in Berlin später nicht in dem Grade, wie die Welt. Ich hörte die arme Kinderlose nur immer mit Thränen klagen: „Ich genüge ihm nicht und kann ihm niemals genügen.“

Damals, als die Tante das erzählte, hörte ich den Namen der armen Charlotte wohl mit keiner

andern Empfindung, als jener furchtbaren Neugier der Jugend, die schauernd den dunkeln Lebensräthseln lauscht, über ihre Lösung aber nicht zu grübeln wagt; viel, viel später erst erwachte ein tiefes Interesse für diese Märtyrerin der Liebe, der Theodor Mundt ein so schönes Denkmal gesetzt in meinem Herzen.

Der Schleier über dieser, wie über so mancher andern Haustragödie wird und kann sich wohl nie vor den profanen Blicken einer kalten Welt lüften, — das Unglück ist heilig. Ein armes verfehltes Frauenleben bedeckt er mit seinen dunkeln Falten; denn Das, was Briefe und Tagebuchblätter ans Licht trugen, ist ja auch nicht die volle Wahrheit.

Heinrich Stieglitz, als Custos der Berliner Bibliothek und zugleich als Gymnasiallehrer dort angestellt, fühlte sich in seiner amtlichen Stellung als eine Art von Pegasus im Joche. Durch seine „Griechenlieder" und seine Bilder des Orients meinte er sich ein Anrecht auf die dankbare Begeisterung seiner Zeitgenossen und die strahlende Dichterkrone erworben zu haben. Die freundliche Anerkennung, das warme Lob treuer Freunde, die anbetende Liebe seiner Frau genügten ihm nicht.

Die bitterſte Stimmung gegen Welt und Menſchen erfüllte ſeine Seele. Seine Arbeitsluſt erlahmte, ſein Muth ſank, körperliche und geiſtige Erſchlaffung wechſelte mit heftiger Erregung und peinigender Ruheloſigkeit. Keinerlei Zureden, kein Rath treuer Freundſchaft half. Er legte ſeine Stelle nieder und irrte ruhelos umher — hierhin und dorthin reiſend und doch immer, wie die Taube in ihr Neſt, nach Berlin zurückkehrend. — Sein Trübſinn, ſeine Unzufriedenheit nahm bei dieſem unthätigen Leben in ſo erſchreckender Weiſe zu, daß der beſorgte Hausarzt mehrfach äußerte, wie vielleicht hier nur irgend eine gewaltſame Erſchütterung einer Geiſteskrankheit vorzubeugen vermöchte, und daß ein Gewitterſturm über dieſe Seele dahinbrauſen müſſe, wenn ſie geneſen und der Dichtergeiſt ſich aufrichten ſolle zu neuem Schaffen.

Und der Gewitterſturm kam — Charlotte Stieglitz nahm ſich das Leben. Selber wohl ſchon lange krank an dieſer unbefriedigten Ehe, — ſelber heimlich müde bis zum Tode, ſtieß ſie ſich, wie Theodor Mundt erzählt, mit feſter Hand den Dolch in's Herz — und verſuchte wohl mit dem Muthe der Aricia zu lächeln: „es ſchmerzt nicht!“ Arme

Charlotte! — Welche Kämpfe, tausendmal schlimmer als der Todeskampf, mögen dieser That vorangegangen sein! — Das Sterben selbst ist ja immer nur der Schluß einer Lebenstragödie, — und nur der Zuschauer nimmt es für das Schwerste, — der Darsteller selbst hält es für das Leichteste, — die endliche Erlösung. —

Da liegt es vor mir, das kleine Bild Charlottens, was die Tante mir schenkte, — in der wunderlichen, unkleidsamen Tracht der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts, wie sie auch meine Mutter trug, das Gesichtchen schwebt wie eine Blume darüber. Die schönen zärtlichen Augen, der liebliche Mund aber verrathen nur erst den Beginn des tiefen unheilbaren Leidens eines getäuschten Herzens.

Arme Charlotte!

Verfehltes Frauenleben. Auf wie manches glühende Herz wird dieses Motto, diese Grabschrift passen!

Damals — nach der Erwähnung Charlottens, an jenem Montag unter der Linde — las uns die Tante den blonden Eckbert vor und wir drängten uns

dicht und dichter an sie heran, blonde und braune Mädchenköpfe, und lauschten kaum minder athemlos wie in der Kinderzeit, wenn die Mutter uns Abends im Winter das Märchen vom Pfefferkuchenhäuschen erzählte und das Licht eine lange Schnuppe hatte und die Aepfel auf dem Ofen zischten und summten.

Die Bäume schienen mit zu lauschen, denn es regte sich kein Blatt; nur von dem nahen Walde tönte es zuweilen herüber wie fernes seltsames Rufen, oder wie ein abgerissener Hörnerklang, und eine Vogelstimme, und die Syringendüfte aus dem Garten schlugen schwer wie Wellen zu uns hin. Der Mond zog schon herauf, als die Tante das Buch schloß und sagte: „Nun ist's genug für heute, morgen ist auch ein Tag."

Wir aber schauten an jenem Abend vor dem Schlafengehen noch lange aus dem Dachfenster unseres Kämmerleins — denn mit dem „jungen Volke" wurde bei der Einquartierung keinerlei Umstände gemacht, — in die Pappeln hinein und meinten, sie rauschten ganz leise eine bezaubernde Melodie zu jenem Liede von der märchenhaften:

„Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut —
Morgen so wie heut!"

Seit wir den blonden Eckbert kennen gelernt, war übrigens kein Halten mehr, unsere Phantasie stand in lichten Flammen. Tieck's Märchen begleiteten uns auf Tritt und Schritt und gingen von Hand zu Hand, und der nahe Wald hat sie gesehen, unsere phantastischen und lustigen Aufführungen vom Blaubart, dem gestiefelten Kater und anderer Tieck'scher Gebilde mit ihrem strahlenden Motto:

„Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!"

Dazwischen wurde auch wohl ein Clemens Brentano in Scene gesetzt, ein Gedicht aus des Knaben Wunderhorn illustrirt; auch suchte gar oft ein Heinrich von Ofterdingen seine blaue Blume, das Grimm'sche Rothkäppchen wanderte durch den Wald, auch Shakespeare'sche Sommernachtsträume wurden geträumt, mit ihrem Elfenspuk, aber „Peter Leberecht's Volksmärchen" wurden doch immer wieder hervorgesucht. — Welcher Jubel, welche Freude und Poesie! —

Wo sind sie hin alle die Freunde Tieck'scher Romantik in jenem mondbeglänzten Zauberwalde von Mohrenhaus? — Wo bist Du, braunäugige Minna, blonde Louise, ernste Auguste, schlanke Clara, strahlend frohe Elisabeth und liebliche Adele? — Wo seid ihr geblieben, ritterliche Männergestalten, heitere Studenten, jugendliche Krieger, fröhliche Musiker? Der ehemalige Kobold, der neckische Puk ist es, der Euch jetzt Alle herbeilocken möchte zur Erinnerungsfeier jener Tieckschwärmerei auf Mohrenhaus. Zieht nicht zur Frühlingszeit, bei der Wanderung auf der heißen staubigen Heerstraße des Lebens, der Gedanke an den Dichter unserer frohen Jugend wie ein Hauch erquickender Waldluft in Euer Herz?

Ueber manches liebe Grab weht schon der Frühlingswind und über zahllose gestorbene Hoffnungen und zerstörte Träume. Fast vierzig Jahre sind vergangen seit dem nutzlosen Opfertode der armen Charlotte, denn der Gewittersturm hatte die Schöpferkraft in der Seele von Heinrich Stieglitz nicht wieder zu erwecken vermocht, — am 31. Mai dieses Jahres aber verging ein Jahrhundert, seit jene strahlenden blauen Dichteraugen,

von denen die Herrin auf Mohrenhaus erzählte, sich dem Lichte dieser Erde geöffnet.

Wird denn die geschäftige Welt von 1873 mit ihrem Drang und Schall Zeit finden zu einer Erinnerungsfeier für den träumerischen Romantiker Ludwig Tieck?

X.

Aus alten Büchern.

Musikersilhouetten.

Motto:

„Musikanten müssen wandern!“

Veilchen im Freien aufgeblüht trug man mir im Winter des Jahres 1873 ins Zimmer und ihr Duft wehte über die Blätter eines alten Buches, das vor mir lag und auch eben von einem wunderbar warmen Winter erzählte. Ein wandernder Musikant hatte es geschrieben, ein heiterer, dankbarer Reisender, Friedrich Reichardt, der Berliner Musikdirector und nachheriger Salineninspector auf dem Giebichenstein bei Halle an der Saale. —

Es war im Jahre 1802, als er seine Reise nach Paris antrat, vielleicht um allerlei Kränkungen und schmerzliche Erfahrungen zu vergessen, die ihm in Berlin zu Theil geworden und ihn in die ländliche Stille getrieben. —

Er schien von frühster Jugend an zum Musikreisenden bestimmt. Als Jüngling von kaum 20 Jahren verließ er im Herbst des Jahres 1771, der hochbegabte Schüler des berühmten Contrapunktisten und Orgelspielers Richter in Königsberg, seine Vaterstadt, um in Dresden, Leipzig, Braunschweig und Hamburg und endlich Berlin als Clavierspieler aufzutreten. Und die preußische Hauptstadt oder vielmehr eine reizende weiche Frauenhand hielt ihn dort fest und entschied sein Geschick: die Hand der Mara. —

Die Lieblingsnachtigall des großen Friedrich war eben von Leipzig nach Berlin übergesiedelt und sah den jungen Musiker zuerst im Hause Graun's.

Der mürrische Capellmeister schob ihn plötzlich zu ihr hin mit den Worten: „lassen Sie sich von ihm einmal begleiten zur Probe! Junger Mann, das ist die Gertrude Mara!"

Ein langer durchdringender Blick aus hellen Augen traf ihn. Friedrich Reichardt erröthete vor Stolz und Glück. Das also war die Größte aller Sängerinnen, von der man ihm schon so viel erzählt, als von einem wahren Wunder an Stimme und Gesangeskunst. Die Angabe des Umfangs

ihrer Stimme, vom ungestrichenen A bis zum dreimalgestrichenen F in gleicher Fülle und Reinheit klang allein schon wie ein Märchen. Und nun stand sie vor ihm, die Gefeierte, eine kleine zierliche Gestalt, ein unregelmäßiges Gesicht mit einem finsteren Zug, und er sollte sie nicht nur hören, sondern auch ihren Gesang begleiten! Die Hände zitterten ihm vor Erregung. — Sie legte eine Arie von Schwanenberger auf das Notenpult. „Wenn Er sich's nicht getraut, so sag Er's lieber vorher," — flüsterte sie ihm zu mit schalkhaftem Lächeln. Das hübsche Gesicht des jungen Musikers wendete sich ihr voll zu. „Eine Ohrfeige, wenn ich's schlecht mache!" lautete die rasche Antwort.

— Und sie sang. — — Reichardt folgte dieser Wunderstimme wie im Traum, denn die Töne umbrausten ihn wie ein Meer, in das seine Seele zu versinken drohte, aber die Arie ging doch im schönsten Fluß zu Ende. — Und als der letzte Ton verhallt war, da nahm die Sängerin seinen Kopf in ihre Hände, daß der Puder umherstäubte, und rief lachend: „eine Ohrfeige hat er diesmal nicht verdient, aber das — —!" und ein ganz regelrechter Kuß brannte auf seinen

Lippen. — — „Er muß hier bleiben, ich kann ihn brauchen!“

— Später, als Reichardt an Grauns Stelle zum Capellmeiſter ernannt worden war, componirte er für ſeine berühmte Schützerin eine Arie: „nell orror d'atra foresta“, die alle Vorzüge dieſer merkwürdigen Stimme im hellſten Licht erglänzen ließ. Die Mara ſang ſie zum erſten Mal unter Reichardt's Direction bei Gelegenheit eines Beſuchs des Großfürſten von Rußland, dem zu Ehren Friedrich die prächtig ausgeſtattete Graun'ſche Oper: Angelico e Medoro aufführen ließ. Endloſer Jubel folgte der Reichardt'ſchen Arie, die auch bis zu ihrem letzten Tage Gertrude Mara's Lieblings-Arie blieb. — —

Trotz ſeiner Berliner Anſtellung ſchlug die Wanderluſt des echten Muſikanten ſo heftig mit den Flügeln, daß er den Tactſtab und die Componiſtenfeder bei Seite ſchob und auf und davon flog. Er hörte in London die herrlichen Ehrenmuſiken zum Andenken Händel's, die man damals mit einem Rieſenorcheſter von 800 Mann aufführte, reiſte nach Verſailles, um dort deutſche Lieder der Königin Marie Antoinette zu begleiten und ihr Lächeln als ſchönſten Lohn mit heim zu nehmen,

schwelgte in Paris in den Opern Gluck's, und seine erste Composition nach der Rückkehr in Berlin war — die Trauerode auf des großen Königs Tod. — Ihr folgte eine schwungvolle Krönungshymne und dann wurde im Jahre 1788 das lange geschlossene Theater mit Reichardt's Oper Andromeda eröffnet.

Ein Jahr später stand er auf der Höhe seines Ruhms — sein „Bremo" wurde mit der äußersten Pracht in Scene gesetzt, — man behauptet, daß die Decorationen allein 50,000 Thaler gekostet.

Die berühmte Sopranarie, in Begleitung des Cello, Fagot und Hörner, von dem schmelzenden Adagion in das feurigste Presto übergehend und mit einem wahren Brillantfeuer von Fiorituren ausgestattet, hatte er in Erinnerung an seine Nachtigall componirt und Gertrude Mara sang sie ihm auch an jenem Abend. Man behauptet, daß sich nach der Aufführung jene kleine Kußscene, die damals im Hause Graun's gespielt, sich hinter den Coulissen des Berliner Theaters wiederholt habe, nur mit dem Unterschiede, daß Friedrich Reichardt diesmal die „Belohnung" austheilte.

Ob nun später der wachsende Ruhm seines Nebenbuhlers Johann Naumann und die Vorliebe

des Königs für deſſen ſanfte reizvolle Muſik ihn von Berlin forttrieb oder die Unruhe des Wandervogels — — Reichardt verließ Berlin, hing den Königlichen Capellmeiſter an den Nagel, ſiedelte nach Halle über unter dem Titel eines Salinendirectors und wanderte im Winter des Jahres 1802 leichten Herzens nach Paris. — Und wie ein Traum kam es über mich beim Leſen dieſer vergelbten Blätter, die von dem milden Winter redeten und — — von Metz und ſeiner Umgebung. Manche Stellen paſſen auf unſere Tage und doch — — wie wunderbar anders iſt Alles geworden. —

„Welche höhere reichere Cultur," ſchreibt Friedrich Reichardt damals, „im alten Frankreich!" —

Ganze Felder, meilenweit zu beiden Seiten mit den herrlichſten Obſtbäumen aller Art beſetzt; Aepfel, Birnen, Kirſchen, Pflaumen, von den edelſten Sorten und ſchönſten Stämmen in großer Menge, ſelbſt Pfirſichen und Apricoſen dazwiſchen; und unter all dieſen Fruchtbäumen der Boden aufs ſorgfältigſte zu Winterſaat aller Art benutzt. Wie vortrefflich und gründlich der Ackerbau überall betrieben werden muß, zeigte die ganz herrliche

Winterſaat nach vier- bis fünfmonatlicher ununterbrochener Dürre. An mehreren Orten ſtand ſie ſo üppig, daß ſie für's Vieh geſchnitten wurde.

Ganze Poſten Weges war die ſehr gut unterhaltene Chauſſee, die erſt dieſſeits Meaux ſich in pavé verwandelt, mit den köſtlichſten Wallnußbäumen bepflanzt, oder doch mit ſchönen, alten, hohen Ulmen, die, wenn gleich zur Benutzung bekappt, — denn die Gegend hat wenig Holzung — doch durch ihre ſchönen Kronen, die man ihnen gelaſſen, angenehm in's Auge fallen. Dies alles ward nun freilich durch das außerordentlich ſchöne, für den Monat November auch hier zu Lande unerhört ſchöne, Wetter ſehr erhöht. Es war ſelbſt in der Nacht ſo milde, daß die Mücken um unſere Wagenlaternen ſpielten, und wir einigemale die kleinen leuchtenden Würmchen ſahen, die ſich ſonſt nur im heißen Sommer zeigen. Wir ſahen auch hie und da neue Blüthen an Kirſchſträuchern und Weißdorn. Die Franzoſen ſcheinen ſich auch beſſer auf den Genuß des ſchönen Spätherbſtes zu verſtehen, als unſre lieben deutſchen Landsleute, die in den erſten friſchen Septembertagen nach der Stadt eilen. Hier ſind noch jetzt viele Familien, die zum Winter in die Stadt zu kommen pflegen,

auf ihren Landhäusern. Mehrere Landhäuser und Güter, diesseits Metz, haben wir auch schon von zurückgekehrten Ausgewanderten bewohnt gefunden, die ihre Maßregeln vor ihrer Entfernung gut genommen haben müssen, daß sie so leicht wieder zu dem vollen Besitz ihrer Güter gelangen konnten. Gutsbesitzer, die sich durch gute, humane Behandlung ihrer Unterthanen ehemals deren Liebe erwarben; und die das Glück hatten, daß ihre Güter von den Unterthanen selbst gekauft wurden, sollen bei diesen, wenn sie entblößt von allem zurückkehren, jetzt viel gutmüthige Bereitwilligkeit finden, unter leichten Bedingungen zu einem Theil ihrer ehemaligen Besitzungen zu gelangen. Am übelsten sind die zurückkehrenden Ausgewanderten daran, deren Güter, bei Zurücklassung ihrer Familien, von ungetreuen Verwaltern, die sich nicht selten in den Familien selbst gefunden haben, dermaßen verwaltet worden sind, daß die hohen und mannigfaltigen Abgaben, die auf so verschiedene Weise während der Revolution ihre Güter belasteten, die übelverwaltete Einnahme überstiegen, wodurch die oft schon damals verschuldeten Güter mit neuen Schulden belastet worden sind. Diese rechneten auf die Benutzung ihrer Forsten, als auf das

einzige Mittel, ihre Güter frei zu machen, sichert sich aber durch ein neues, seit ihrer Rückkehr gegebenes Gesetz, welches alle ihre Waldungen für Nationaleigenthum erklärt, dieser einzig übrigen Hülfsquelle beraubt. Im ehemaligen Zweibrückischen und Pfälzischen hatten wir auch oft den traurigen Anblick von völlig zerstörten, herzoglichen oder reichsritterlichen Schlössern und andern herrschaftlichen Gebäuden. Man versichert uns, daß viele solche Gebäude von deutschen Speculanten, die sich im Gefolge der französischen Armee befanden, gegen Zahlung an diese dermaßen ausgeplündert worden sind, daß nichts, was nur irgend von einem solchen Gebäude fortgebracht werden konnte, an den Mauern sitzen blieb, wodurch die Wiederherstellung jetzt so sehr erschwert wird. Bei dem Mangel an innerer Industrie und an aufmunternder Veranlassung dazu, haben dort die an solchen bis auf's Blei an den Fenstern ausgekleideten Gebäuden noch befindlichen Baumaterialien so wenigen Werth, daß schwerlich einer dafür die Kosten der völligen Abtragung übernehmen möchte.

In den neuen Rheindepartements hörten am häufigsten über die deutschen Officianten klagen, welche die Republik angestellt hat. Mit den Fran-

zosen wäre viel leichter fertig zu werden. Ob das nun vielleicht auch so zu verstehen ist, wie es der lustige Postillon von Oppenheim meinte? Ueberall schob man Alles auf die Officianten. Diese klagten selbst darüber, daß der Maire und Friedensrichter künftig keinen Gehalt mehr empfangen, sondern aus Ehre und Patriotismus dienten sollten. Sie meinten oft so nach ihrer Art, das würde wohl nur eine Zeitlang so heißen, damit sich die Deutschen weiter nicht um solche Stellen bewürben; jetzt sind sie — bis auf die einträglichen Kassenstellen, die fast alle Franzosen bekleiden — größtentheils noch von Deutschen besetzt. Wären hernach nur erst lauter Franzosen in den Aemtern, dann würden sich diese wohl auf irgend eine Weise doppelten Lohn zu verschaffen wissen.

Am allerhäufigsten klagten unbemittelte Menschen über die Härte der militairischen Executionen, mit der die kleinsten Rückstände an Abgaben, bei der geringsten Verzögerung, eingetrieben würden.

Die Postmeister und Posthalter waren mit der neuen Einrichtung durchaus zufrieden. Mein Reisegefährte hat sich oft über meine Beharrlichkeit gewundert, wenn ich überall dieselben Fragen

an sie that. Thut man das aber nicht, so läuft man Gefahr, die Meinung einiger Individuen für die allgemeine Denkweise zu halten. Die Postmeister haben nur zwei- bis dreihundert Livres Gehalt vom Staate; dafür haben sie aber auch weiter nichts zu thun, als einmal im Jahre den Commissarius, der die Posten bereist, von Station zu Station frei fortzuschaffen. Dieser sieht nach, ob der Postmeister die hinlängliche Anzahl Pferde und Leute und alles nöthige Geschirr in gehöriger Ordnung hat. Die Dienste, die diese für öffentliche Briefposten (die gewöhnlich durch fahrende Couriere fortgeschafft werden), und andere Staatscouriere thun, werden dem Postmeister eben so vom Staate baar bezahlt, wie die Dienste, die er den Reisenden leistet, und er hat weder von diesen noch jenen etwas zu berechnen oder abzugeben. Die fahrenden Posten aller Art, von den zierlichsten neuen Diligencen, die aus englischen Wagen in Federn bestehn, und, gleich den englischen Maicoaches, oft auch das Brieffelleisen mit sich führen und deshalb Tag und Nacht fortgehn, bis zu den gemeinsten Landkutschen, die nur schwere Güter führen, ist jetzt alles Privat-Entrepriſe, wie in England.

Zu der Entrepriſe der meiſten jener öffentlichen Poſtwagen ſtehen die Poſtmeiſter im ganzen Lande zuſammen, und theilen am Ende des Jahrens den Gewinn. Die jene Wagen begleitenden Conducteurs finden auf ihrer Route ihre Controleurs, denen ſie Rechenſchaft abzulegen haben, und können ſchwerlich anders Unterſchleif machen, als durch blinde Paſſagiere, die ſie auf kurze Strecken in ihr Cabriolet nehmen, das den vorderen Theil der Diligencen ausmacht; und oft weniger beſetzt iſt, als das innere der Wagen. Die hohen Wegegelder, die die Diligencen und alle Poſten bezahlen müſſen, haben ihren Preis merklich erhöht: es iſt eine ungeheure Summe, welche jene Poſt-Entrepriſe das Jahr hindurch an Wegegeld zu zahlen hat.

Die Expedition auf den Poſten haben wir durchaus vortrefflich gefunden, ohne alle vorhergegangene Beſtellungen ſind wir auf vielen Poſten in fünf bis ſechs Minuten abgefertigt, auf keiner einzigen über eine Viertelſtunde aufgehalten worden. Ueberall fanden wir des Nachts Licht im Stalle und aufgeſchirrte Pferde. Kein einziger Poſtillon hat in der Nacht mit Murren angeſpannt, und nur einige wenige haben nach erhaltenem gutem

Trinkgelde noch um etwas gebeten. So wie wir uns Paris näherten, wurden die Pferde immer besser und die Postillone anständiger und ansehnlicher. Wir haben mehr als einen gehabt, der wie ein kommandirender General auf seinem Pferde saß, und uns mit heroischer Geberde und Rede begrüßte, aber dabei doch grausamer Weise, wie jeder seiner Kameraden, die Pferde unaufhörlich mißhandelte, oft mit recht raffinirter Grausamkeit.

Einer von ihnen, den mein Reisegefährte aus Uebereilung, und weil er glaubte, der Mensch widerspräche ihm in Ansehung des hohen Barrierengeldes, um uns seinerseits zu übervortheilen, coquin (Schurke) nannte, hat uns eine Scene von tödtlich gekränkter Ambition gemacht, vor der mich noch schaudert. Da riß er sich selbst mehreremale mit wüthigen Klauen in das schöne, volle, braune Haar, und warf uns Hände voll davon in den offnen Wagen. Er konnte sich durchaus nicht zufrieden geben, daß ihm so etwas hatte begegnen müssen, was sicher weder seinem Vater noch Großvater, noch Uraltervater je begegnet sei. Da er darüber gar nicht ordentlich ins Fahren kommen konnte, drohte ihm mein erhitzter Gefährte, daß,

wenn er nicht beſſer führe, er es an ſeinem Trinkgelde ſpüren ſollte. Und nun ging eine neue Scene an. Es wäre ihm ſchon recht, ſagte der Menſch in einem recht ernſten, pathetiſchen Tone, es wäre ihm ſchon recht, daß er an ſeine Pflicht, beſſer zu fahren, erinnert würde, er wiſſe wohl, was ſeine Pflicht ſei, und werde ſie auch erfüllen, gewiß aber nicht um der elenden dreißig Sous willen, die wir für die Poſt mehr an die Poſtillons gäben, als ihnen zukäme. Darauf fuhr er in einem ſcharfen Trabe fort, ohne ſich weiter nach uns umzuſehen und laut zu werden, wiewohl wir oft bemerkten, daß er wie an einem Fieberſchauer litt. Und derſelbige hochleidenſchaftliche Menſch hatte wieder die Faſſung, als er vom Pferde ſtieg, faſt kalt ernſthaft zu uns zu ſagen: Messieurs j'ai fait mon devoir, vous ferez actuellement tout ce que vous voudrez. Mein Reiſegefährte war ungewiß, ob er ihm den Aerger nicht mit einem großen Thaler verſüßen ſollte; es ſchien der Würde eines ſolchen Charakters aber angemeſſener, ihm nur gerade das doppelte Trinkgeld zu geben, welches jeder andere Poſtillon von uns erhielt, der gut fuhr. Das geſchah und er bezeugte, wie alle andern, ganz anſtändig ſeine Zufriedenheit. —

Von Oppenheim bis Metz haben wir keinen einzigen französischen Soldaten gesehen. Vier- bis fünfhundert Mann, die vorher in dem Departement gestanden, waren nach der Schweiz marschirt, wurden aber in den nächsten Tagen wieder zurück erwartet. Selbst in Metz und Verdun waren nur sehr wenige Soldaten, meistens nur Sappeurs und Kanoniere und einige wenige Husaren. Als ich einem Officier darüber mein Befremden bezeigte und hinzufügte, die französische Regierung müsse sehr sicher auf die Zufriedenheit der Rheindepartements rechnen, erwiederte er: Sie rechnen auf den rechtlichen und friedlichen Charakter der Deutschen. Wir haben Gelegenheit genug gehabt, ihn selbst während des Krieges kennen zu lernen. Kein deutscher Bauer oder Bürger hat einen Franzosen unter seinem Dache ermordet, so sehr er auch in seiner Gewalt sein mochte. Nur in Deutschland konnte der Soldat sich auch beim ausgeplünderten Wirth ruhig schlafen legen; dahingegen in Italien und Spanien er sich solchen Ortschaften gar nicht wieder nähern durfte, sondern auf dem Felde bleiben mußte.

Wild haben wir durchaus gar nicht gesehen, auch nicht ein einziges Stück; nicht einen Hasen.

Doch ist die Jagdfreiheit wiederum sehr beschränkt, und nicht jeder Landeigenthümer darf auf seinem eignen Gebiete jagen; es gehört dazu die besondere ausdrückliche Bewilligung des Präfecten. Ja es darf Niemand ohne diese ausdrückliche Erlaubniß ein Schießgewehr im Hause halten, und die Nation ist durch dieses Gesetz, auf dessen Ausführung, von den durch den ersten Consul ernannten Präfecten, streng gehalten wird, eigentlich entwaffnet. Wildes Geflügel war noch das einzige Wild, was wir auf dem Wege zu essen bekamen, und dieses zwar von großer Vollkommenheit. Besonders in Metz, wo wir den Wirth im Hôtel de France dadurch glücklich zu machen schienen, daß wir von ihm in sehr kurzer Frist ein recht gutes Mittagsessen verlangten. Er gab uns gleich zu verstehn, wir sollten erfahren, was die Kunst vermöge; und wirklich ward in einer halben Stunde, spät Nachmittags, so angerichtet, daß es uns anfing bedenklich zu werden. Der Aufwärter unterhielt uns während des Auftrags mit der langen Liste von großen Häusern, in welchen der Wirth als Koch mit Ruhm gedient hatte; so daß er jetzt noch posttäglich von dem französischen Gesandten am russischen Hofe Einladung über Einladung

erhielte, hinzukommen. Er meinte aber, wer einmal in Metz une maison bien montée (ein wohleingerichtetes Haus) hätte, der begnügte sich gern mit der Ehre, generöse Reisende zu tractiren. Unser für seine Güte und Feinheit viel zu schnell verzehrtes Diner endigte denn auch mit der Generosität von Seiten des Künstlers, daß er sich von uns dreißig Livres (gegen acht Thaler) für die Mahlzeit bezahlen ließ. Hinterher erfuhren wir wohl, daß man in dergleichen Fällen, wenn es einem nicht ganz besonders am Herzen liegt, einem Aubergiste cuisinier (einem Gastwirth, der selbst Koch ist) eine glückliche Stunde zu machen, bei der Bestellung gleich bestimmen muß, man wolle für sechs, acht Livres, die Person, essen. Dafür könnte man sich, selbst bei einem Pariser Restaurateur, ganz anständig satt essen.

In Verdun nahm man uns aux trois Maures für kochend Wasser zu unserm eignen Thee und für sechs Eier sechs Livres ab (über anderthalb Thaler). Doch sind die Reisenden in Frankreich eben nicht so rar, wie einst die Könige in Holland, wo ein Gastwirth dem Könige Georg II. für einige Eier, die er im Wagen sitzend verzehrt hatte, hundert Dukaten abforderte, und als der König

fragte: ob denn die Eier in Holland so rar wären? der Gastwirth ihm antwortete: Nein, die Eier nicht, aber die Könige sind hier rar.

Hier half mir mein königlich preußischer Paß, von sehr stattlichem Ansehn, mitten in der Nacht hinein und hinaus; doch hielt es uns ein paar Stunden auf, und ich sehe nicht ein, zu welchem Zwecke man eine feste Stadt mitten im Lande so ernstlich schließt. Als wir den Officianten, der uns beim mühsam erkämpften Einlaß die Pässe wiedergab, fragten: ob man uns auch auf der andern Seite in der Nacht wieder herauslassen würde, sagte er sehr unerwartet mit dem Hute in der Hand: Comme vous voyagez par ordre de sa Majesté le roi de Prusse, on respectera assurement ses ordres. Und es geschah wirklich; freilich nicht ganz ohne den alten Respect für das Bildniß des guten Ludwigs auf einem sechs Livrethaler.

In Epernais, der Hauptstadt der ehemaligen Champagne, mußten wir den besten Champagnerwein die Bouteille mit sechs Livres bezahlen (über anderthalb Thaler), und man will ihn bei uns für dasselbe Geld, wohl noch wohlfeiler, ächt trinken! Die hohe Landfracht, die Zölle und Accise, das Risiko, der Gewinn des Weinhändlers, noch

so billig gerechnet, können die Bouteille solchen vollkommen guten Weins nicht unter neun bis zehn Livres (drittehalb Thaler) geben lassen. Meine Bemühung, um sicher auszumachen, ob der mousſirende Champagner natürlich oder künstlich sei, blieb auch diesmal ohne Erfolg. Der Zeitpunkt des Füllens und Pfropfens vor geendigter Gährung, scheint wohl das Mittel zu sein, ihm die mousſirende Eigenschaft zu geben.

Hätte er ahnen können, der fröhliche wandernde Musikant, wie man 70 Jahre später die Champagnerpfropfen in Epernay lustig knallend in die Höhe schnellen, deutsche Krieger dort das Wohl des deutschen Kaisers trinken würden, jene Krieger, die sich Metz wiedereroberten im schweren blutigen Kampfe. —

Und grade am 7. Januar, wo der Verbannte von Chiselhurst, Napoleon III., fern von Frankreich die Augen schloß zum letzten traumlosen Schlafe, stand der schlichte deutsche Musikant in den Tuilerien, um einer Audienz bei dem ersten Consul beizuwohnen,

Napoleon I.

„Es wurden diesmal weit weniger Fremde vorgestellt, als das vorige Mal," berichtet er,

„indeſſen war die Audienz doch recht zahlreich, da die meiſten von den letzt Vorgeſtellten die Freiheit benutzten, wieder zu erſcheinen, die man hier beſonders gern benutzt, weil es die einzige Gelegenheit iſt ſich dem erſten Conſul zu nähern. — Bonaparte expedirte heute ſehr ſchnell, ſprach nur mit einigen Geſandten und einigen der neu vorgeſtellten Fremden wenige Worte, von denen faſt nur allein aufgefaßt wurde, daß er zur däniſchen Geſandſchaft, die neben uns placirt war, über den Streit mit Tunis von bon chrétien und ami de la justice ſprach. Sobald er die Runde ſchnell zu Ende gemacht hatte, endigte er auch die Audienz, ſich vor die beiden andern Conſuln hinſtellend, ohne mit einem der vielen ſonſt Anweſenden ſich freiwillig zu unterhalten. Er hatte indeß wieder zu Allen dieſelbe freundliche Miene, ohne die mindeſte Modification, ſprach mit derſelben heiſeren, tiefen Stimme und lachte immer dazwiſchen ſo in ſich, krampfhaft. Gelber und kranker ſah er auch aus als das erſte Mal.“

Wie oft mag Friedrich Reichardt in ſeiner nachherigen Einſamkeit in Giebichenſtein daheim im ſtillen Zimmer an die bewegte Wanderzeit gedacht haben, an das glänzende Paris mit ſeinen

schönen Frauen, mit Julie Recamier und Thereſe Labarrus, an Joſephine Bonaparte und Hortenſe von Holland. Und von ihnen allen hat er auch eines Tages einem berühmten Gaſte erzählt, der den Componiſten ſeiner Lieder hier beſuchte, — ſeinem angebeteten Göthe. — —

Es war eben ein Frühlingstag — die Veilchen blühten im ſtillen Gärtchen, die Obſtbäume ſtanden in hellen Knospen. — Der Blick in's Land hinein war ſo weit und frei — die Luft ſüß und erquickend wie der Hauch geliebter Lippen. Die Männer ſaßen beim Glaſe Wein im offenen Fenſter. Die junge Tochter Reichardts hatte dem Sänger vom „armen Veilchen" einen vollen Frühlingsſtrauß gebracht, und dieſen Strauß an der Bruſt trat er heiter ſcherzend in den Garten, um einen kleinen Roſenſtock einzupflanzen, zum Andenken an die „ſchönen Frauen" Friedrich Reichardt's. — Und die ſinkende Sonne übergoß die olympiſche Geſtalt des Dichterkönigs mit Fluthen von Gold und Purpur. — Wie ein Königsmantel floß es um ihn her. — — Wer ſingt jetzt noch Lieder von Friedrich Reichardt, wer kennt ſeine Opern — wer lieſt noch ſeine Briefblätter aus Paris nnd Wien, wenn nicht hie und da einmal

ein Zufall wie heute sie in die Hände irgend einer Träumerin spielt. — Aber der Rosenstock in dem Garten von Giebichenstein, den Göthes Hand gepflanzt, trägt noch jedes Jahr neue Blätter, frische Knospen, und so lange Rosen, „hübsch und Morgenschön," auf Erden blühen, werden wir den nicht vergessen, der da sang:

„Sah' ein Knab' ein Röslein stehn." —

Und noch ein anderer Wandermusikant lief wohl unserm Göthe in den Weg, der berühmte und gelehrte englische Musiker Dr. Burney, dem es so hart ankam, die deutsche Musik anzuerkennen. — — —

Im Jahre 1771 war es, als der grämliche Herr im Rosenmonat in sein Tagebuch aus Frankfurt am Main folgende Worte niederschrieb:

„Auf meiner Reise längs dem Ufer des Rheins, von Cöln nach Coblenz, wunderte ich mich, ich gesteh' es, daß mich meine Erwartung betrog, und ich keine Beweise von dem starken Hange zur Musik fand, den man den Deutschen besonders in diesem Striche zuschreibt; denn selbst zu Coblenz, ob es gleich ein Sonntag war, als ich daselbst ankam, und die Gassen und die Nachbarschaft voller Menschen waren, welche spazieren gingen,

hörte ich keine einzige Stimme oder ein einziges Instrument, wie sonst wohl in andern römisch-katholischen Ländern zu geschehen pflegt. Ich bekam also Lust, es mit einer andern Gegend von Deutschland zu versuchen. Ich setzte daher über den Rhein und über die fürchterlichen Gebirge der Wetterau, und kam zu Frankfurt ermüdeter an, als ich mich ehedem nach der Reise über den Cenis befand. Hier fand ich wirklich ein wenig von dieser Anlage zur Musik, welche ich erwartete, und ob ich gleich weder einen großen Sänger noch Instrumentisten antraf, so war doch wenigstens in allen Theilen der Stadt Musik zu hören, sie war denn auch wie sie war.

Die große Bartholomäuskirche, die der Kaiserkrönungen wegen berühmt ist, war eben nicht mit Sängern von großen Talenten besetzt, indessen war eine Anzahl Mädchen vorhanden, welche ohne Begleitung der Orgel, mit den Priestern und Canonicis sangen; und viele davon waren sogar lutherisch und reformirt, obgleich der Gottesdienst römisch-katholisch war.

Des Nachmittags waren auch auf der Gasse eine Anzahl junger Schüler, welche unter Anführung eines Caplans Hymnen in drei oder vier

Stimmen ſingen. Es ſind arme Schüler, die der Kirche gewidmet ſind und auf dieſe Art milde Gaben zu ihrer Unterhaltung ſammeln.

Im Gaſthofe zum römiſchen Kaiſer, wo ich abgetreten war, ſpielte eine Bande Gaſſenmuſikanten nach Tiſche verſchiedene vierſtimmige Sinfonien, und ziemlich gut. Alles dieſes fiel an einem gemeinen Werkeltage vor, und es iſt alſo natürlich zu glauben, daß es etwas Gewöhnliches ſei.

An der Cathedralkirche iſt ein ziemlich bejahrter Vicarius Organiſt. Das Werk iſt nicht ſchlecht vom Tone, aber wie die meiſten andern, die ich auf meiner Reiſe gehört habe, erbärmlich verſtimmt und ſo ſchwer zu ſpielen, daß man, wie bei den meiſten Glockenſpielen, zuweilen das Gewicht einer ganzen Hand nöthig hätte, um eine Taſte nieder zu drücken.

Das beſte Inſtrument, das ich bei meinem Aufenthalte in Frankfurt hörte, war die Orgel in der Dominikaner Kirche; ſie war beſſer von Ton und beſſer geſtimmt, als die übrigen, gleichwohl war ſie nicht ſo gut, als viele, die ich in England gehört habe; auch die Vox humana war nicht ſonderlich angenehm, oder der Menſchenſtimme

ähnlich, ob man hier gleich viel Wesens daraus machte. —

Durch diese Orgel ist ein Bogen gezogen, um durch das Fenster an der Westseite Licht in die Kirche zu bringen. Sie hat eine schöne Einfassung, die Zierrathen über dem Bogen sind in einem guten Geschmacke, und die Seitencolummen sind gut angebracht. Die Claviere liegen an der Seite Rechterhand der Orgel, und darüber steht eine kleine Fronte. Ihr Umfang ist von C zu C, und das Pedal hat noch eine kleine Octave unter dem groben C.

Die vornehmsten Musiker in dieser Stadt sind gegenwärtig Herr Sarrazin, Violinist; Herr Pfeil, Clavicimbalist, und Herr Haueisen, Organist an der reformirten Kirche zu Bockenheim, ein Ort nicht weit von der Stadt, woselbst sich diese Religionsverwandte versammeln, weil ihnen in Frankfurt kein Gotteshaus verstattet wird." — —

Und als er nach diesem mürrischen Erguß seine Feder niedergelegt, öffnete der alte Herr ein Fenster im Gasthause zum Schwanen und schaute mit essigsaurem Gelehrtengesicht auf die Straße hinab, in der die ehrsamen Frankfurter Bürger vorüber wandelten hinaus ins Freie, mit ihnen

die seit Alters her berühmten hübschen Frankfurter Frauen und Mägdelein. Es war ja die Zeit der Rosen und der glühenden Sonne, und der blaue Taunus trug sein Sommerkleid, und in den Wellen des Mains lockten und sangen die Nixen:

„Komm herab — hier ist's so kühl" —

Und plötzlich flog eine frische Rose, von kecker Hand geworfen, in das vertrocknete Gesicht des Mißvergnügten. Er fuhr auf — — die Lippen öffneten sich zu einer Fluth von Scheltworten. — Aber kein Ton wurde laut, denn die Augen des gelehrten Mannes fielen auf eine Menschenerscheinung von so überwältigender Jugendschönheit, daß er vor Staunen seinen Zorn vergaß.

Blitzende Augen schauten, lachend nnd sprudelnd von Geist, zu ihm empor — — der gelehrte Doctor blickte auf eine junge Männerstirn voll kühner, strahlender Gedanken, auf eine stolze Nase, auf den schönsten Liebe fordernden und Liebe verheißenden Mund, auf die stolzeste, prächtigste Gestalt in vornehmer Kleidung —

„Wer war der kecke Bursch?" — Ein Königssohn — ein Schauspieler? — —

— — Es war jener Göthe, der eben von Straßburg zurückgekehrt war — — und Friederike Brion's Herz gebrochen, dieser lieblichsten aller Mädchenrosen:

„Und der wilde Knabe brach's
Röslein auf der Haide.“ —

XI.

Ein Kinderasyl.

Motto:

„Für Andere leben
Heißt noch nicht sich selbst aufgeben,
Du schaffst dein eigen Heil daneben."
Hedwig von Olfers,
„der Kinderadvocat."

In den goldenen Tagen eines dolce far niente in München war es, vor wenigen Wochen, als mich eine liebe Freundin fragte: „wollen Sie mich heut in das Kinderhospital begleiten?" Einen Moment zögerte ich mit der Antwort, ich gestehe es. Eine seltsame Angst, ein leises Zagen schlich über mein Herz. Welche Bilder des Jammers enthüllten sich da wohl den Augen?! Kranke, leidende Kinder, — giebt es eine schmerzlichere Vorstellung für die Seele einer Frau?! — Und warum freiwillig den Anblick solchen hülflosen Elends suchen, um mit ihm eine Erinnerung

davonzutragen schwer und dunkel genug, ihren Schatten weithin auf kommende Zeiten zu werfen. Aber nur kurz war der Kampf mit der egoistischen Menschennatur, — ich faßte die warme Frauenhand, die sich mir entgegenstreckte, und sagte: „gehen wir!“

Und auf dem Wege in die kleine enge Jägerstraße erzählte mir meine Begleiterin denn, wie diese Segensanstalt im vergangenen Jahre ihr 25jähriges Bestehen gefeiert. Als ihren eigentlichen Stifter nannte sie mir den berühmten Kinderarzt Geheimerath Dr. Hauner, und als die treuen Pflegerinnen die barmherzigen Schwestern.

Die ersten Wohlthäter nnd Gönner des jungen Hospitals waren Ludwig I. und seine Gemahlin, die allgemein geliebte und verehrte Königin Therese; nach dem Tode der hohen Frau, 1854, übernahm die edle Königin Maria, geborene Prinzessin von Preußen, das Protectorat. — Freiwillige Beiträge und Legate, so wie die uneigennützigste Aufopferung des ärztlichen Leiters und der frommen Pflegerinnen ermöglichten das Bestehen. Im ersten Jahre 1846—47 wurde das Kinderhospital in der Sonnenstraße in einer gemietheten Woh-

nung mit nur 12 Betten eröffnet, — heut, nachdem es in die Jägerstraße übersiedelte in ein angekauftes, wenn auch noch immer kleines Haus, besitzt es einige 30 Betten. — In diesen beschränkten Räumen hat es in der Zeit seines Bestehens 7309 arme kranke Kinder ärztlich behandelt und vollständig verpflegt, daneben aber in seinem Ambulatorium 52,947 Kinder mit Medicamenten meist unentgeltlich versehen. — Frauen aller Stände traten zu einem Verein zusammen, in jeder Weise fördernd und helfend. — Ueber fünfhundert junge Studenten der Medicin besuchten im Laufe der verflossenen 25 Jahre das Münchener Kinderhospital und verschafften sich auf diese Weise Einsicht in die verschiedensten Arten und Formen der Kinderkrankheiten, um diese ihre gewonnenen Kenntnisse später wieder segensreich zu verwerthen in weiteren Kreisen. — Durch Schenkungen, jährliche Beiträge und Legate flossen der Anstalt bis zur Stunde etwa 164159 fl. zu. Dasselbe hat, laut Bericht des Stifters Dr. Hauner, für Spitalzwecke 111,600 fl. verausgabt, worunter die Remunerationen der Assistenzärzte mit einbegriffen sind. Er selber hat niemals irgend welche Besoldung beansprucht noch erhalten für sein edelherziges Sorgen und Mühen. —

Zahllose stille und laute Segenswünsche müssen sein Lohn sein.

Ausgerüstet mit einem Vorrath von Backwerk zogen wir die Klingel an der kleinen Pforte des Hofes. — Es war ein herrlicher Sommertag, der Menschenstrom draußen wogte an uns vorüber hinaus in den schönen englischen Garten, die Equipagen rollten daher mit ihren eleganten Insassen, überall heitere Gesichter, fröhliches bewegtes Leben. Lachende Kinder an der Hand glücklicher Mütter traten uns überall in den Weg, — die hellen Stimmen klangen mir noch lange in Ohr und Herzen. — Eine barmherzige Schwester in ihrer Ordenstracht öffnete, — der erste schwere Schritt geschah. — Längs der Mauer des Hofes hatte man eine Art Gärtchen angelegt, und verschiedene Tischchen, Stühle und Krankenwägelchen waren dahin geschoben worden. Dort saß und lag denn eine kleine Schaar von blassen Patienten, Knaben und Mädchen. Einige spielten miteinander, glückliche Reconvalescenten, Andere blieben regungslos und wandten kaum den Blick zu uns, und wieder Andere, arme Augenkranke in großen Hüten und Schirmen, drehten uns den Rücken zu und drückten sich an die Mauer. Alle waren äußerst

sauber gekleidet, gewaschen und gekämmt, die Wäsche und Decken in den Wagen schimmerten in blendender Weiße. Barmherzige Schwestern, blühende freundliche Wesen, wandelten zwischen ihnen hin und her, brachten hier einem Durstigen die Milch, theilten dort Brod aus, banden ein Schürzchen zu, lockerten einen Verband, rückten eben zurechtgelegte Kissen von Neuem zurecht, glätteten mit sanfter Hand die Decken, lächelten den Frohen zu und tröfteten die Traurigen, unermüdlich dienend und helfend, heut wie gestern und wie morgen. — — Auf unsere Frage nach der Oberin trat uns auf der Schwelle der Eingangsthür des kleines Hauses eine schlanke Frauengestalt in der einfachen Ordenstracht entgegen, mit dem gütigsten Antlitz und den mildesten Augen. Unter ihrer Führung durften wir nun alle Räume von der Küche bis zum Boden durchwandern. In die Zimmer der kranken Knaben traten wir zuerst. Es war ein rührender Anblick alle die kleinen und größeren Gitterbetten an den Wänden, und alle die kindlichen Leidensgesichter auf den weißen Kissen! — Bei manchem Kranken lag ein Spielzeug auf der Decke, die blassen Händchen waren zu matt, es zu halten. Ein reizender zweijähriger Junge richtete

sich lustig krähend immer wieder auf, die großen Augen in dem bleichen Gesichtchen lachten in heller Freude, er streckte die Aermchen nach der Oberin und unsern kleinen Kuchen aus. — „Er hat diesen Morgen erst eine Steinoperation überstanden wie ein Held," sagte die Oberin und streichelte das lockige Köpfchen. „Müßte es nur die arme Mutter sehen. Sie ist weit draußen auf dem Lande auf Arbeit, aber wir haben ihr einen Boten geschickt!" — Da lag vielleicht eben jetzt auf freiem Felde ein armes Weib auf ihren Knien im inbrünstigsten Dankgebet für die Erhaltung ihres Kindes, das sie selber in ihrem elenden Daheim nicht hatte hegen und pflegen dürfen, und das es nun so gut hatte wie „ein Prinz."

Was sie wohl darum gegeben hätte ihren kleinen Jungen so fröhlich jauchzen zu hören! Drüben in der Ecke saß ein Reconvalescent mit einem Bilderbuch auf den Knien am Bette eines kranken Kameraden und las ihm vor. Ein unförmlicher Kopf lag auf dem Kissen, große unruhige Augen verfolgten uns. „Er wird sterben," flüsterte unsere Führerin. — Eine barmherzige Schwester bewegte sich geräuschlos von einem Lager zum

andern. — Tiefes ſchmerzlichſtes Leiden in jeder Geſtalt zog auf dieſer ernſten Wanderung an uns vorüber, — aber der Troſt fehlte nicht: die ſorgſamſte, zärtlichſte Pflege weicher, geduldiger Hände. — Die Zimmer der kranken Mädchen glichen in ihrer Einrichtung genau denen der Knaben. Hier wie dort die höchſte Ordnung, die peinlichſte Reinlichkeit, die liebevollſte Ueberwachung. Wollte das Herz gar zu ſchwer werden und drängten ſich die Thränen in die Augen bei gar mancher kleinen Jammergeſtalt, das Bewußtſein, daß Alle, die wir ſahen, hier wohl geborgen ſeien im weiteſten Sinne des Wortes, ließ den Schmerz verſtummen. Die ſchlimmſten Kranken zeigte man uns nur von ferne. Da gingen eben einzig und allein die Oberin mit den Schweſtern ein und aus — vor keiner Krankheit, vor keiner Entſtellung, vor keiner Wunde zurückſchreckend, Tag und Nacht bereit zu helfen, zu tröſten, zu verbinden. Nur Leid und Noth klopfte an dieſe Thür, Seufzer und Weinen waren die einzigen Laute, die aus der Welt da draußen zu dieſen barmherzigen Pflegerinnen drangen, Jahr aus, Jahr ein. Keiner klopfte hier vergebens an, Allen wurde aufgethan, Alle fanden zärtlichſtes Mitleid. — Das Leben

dieſer Frauen verfloß in unabläſſiger großartiger Selbſtverleugnung, es war und blieb Stunde um Stunde nichts als Mühe und Arbeit und darum „köſtlich vor Gott.“ Ihre einzige Genugthuung war das Wiederkehren der zarten Röthe der Geſundheit auf den Kinderwangen, das allmählige Aufleuchten der matten Kinderaugen, das dankbare Streicheln der kleinen Hände, halbverſtändliche Laute voll Zärtlichkeit, Thränen beim Scheiden. Mutterhände ſelber können nicht ſanfter betten als die Hände dieſer Pflegerinnen, ſei es auf die Kiſſen des Lagers, ſei es in den Sarg zum letzten Schlummer, Mutteraugen können nicht ſanfter blicken, die Stimme der Mutter nicht ſüßer tönen. — Und in welch muſterhafter Ordnung wurden alle dieſe Räume gehalten! — Auf dem Fußboden kein Stäubchen, auf den Möbeln kein Fleckchen, alle Küchengeräthe ſpiegelblank, das Holz zierlich aufgeſchichtet — ein Kätzchen mit ſeidenweichem glattem Pelzchen ſaß im Sonnenſchein auf der Fenſterbank im dolce far niente.

Und in der kleinen Hauskapelle, in die wir zuletzt traten, Blumen, Sonnenlicht und Frieden. Die ſchmerzensreiche Mutter lächelte erbarmungsvoll hernieder und eine ſchöne Chriſtusgeſtalt

breitete die Arme aus wie zum Rufe: „laſſet die Kindlein zu mir kommen!“

Und hier an dieſer heiligen Stätte redete die Oberin in ihrer einfachen Weiſe von ihrem entſagungsvollen Stillleben, als ob es die leichteſte Laſt ſei von der Welt und ſchilderte uns ihr Tagesſein. Voll tiefſter Ehrfurcht ſchauten wir in dies ſtille ſanfte Antlitz, auf deſſen Stirn jener Friede thront, der nicht von dieſer Erde. — Sie kennt keinen Sonn- und Feiertag in ihrem Daſein und keine Ruheſtunden, dieſe fromme Frau und Mutter der Kranken und Verlaſſenen. Ueberall und zu allen Stunden braucht man ſie und ihren Rath, und verlangen die Großen nicht nach ihr, die Pfleggehülfinnen, die jungen Aerzte, die Mütter, die ihre Kinder bringen, die Väter, die ſie beſuchen, ſo ſind es die Kleinen, die nach ihr ſich ſehnen. — Und iſt der Tag hin und die Nacht zieht herauf, und die müden Augen ſchloſſen ſich vielleicht eben zum kurzen Schlummer, da ruft man ſie wohl an ein Sterbebett, da ſchlingen ſich ihre Arme zärtlich um ein kämpfendes, ſcheidendes Kind, das nach ſeiner Mutter ruft und mit bangen Augen zu ihr aufſchaut. Und ſie nimmt es an ihr Herz und unter ihrem leiſen Gebet und ihren

sanften Liebesworten schlummert es getrost ein zur letzten Ruhe, wie unter dem Wiegenlied der Mutter. — Segen und Dank tausendfach, für diese Frau und ihre Helferinnen, über alle jene echten barmherzigen Schwestern, für ihr stilles Liebesopfer. Wie armselig und egoistisch erscheint so manches Wirken und Schaffen, diesem anspruchslosen Thun gegenüber. — Und welch ein Feld der Frauenthätigkeit öffnet sich noch hier! Wie wenige Kinderhospitäler existiren im Verhältniß zum Bedürfniß derselben. Wie manche unglückliche Mutter trüge mit heißen Dankesthränen ihr krankes Kind, das sie ohne Pflege und Erquickung in der armseligen Behausung liegen lassen muß, während sie auf Arbeit zu gehen gezwungen ist, in solch Asyl.

„Ach, wir müssen noch so Viele zurückweisen," klagte die Oberin.

Und als wir hinunter gingen, da kamen wir an der Berathungshalle, dem Ambulatorium vorüber. Ein Schwirren von Stimmen, schmerzliches Wimmern und lautes Weinen zog zu uns hin.

Da standen denn, dicht gedrängt bis in den Vorflur, Mütter, Väter, Schwestern mit armen kranken Kindern jeden Alters, und unter ihnen

die jungen Aerzte, beschäftigt zu untersuchen, zu rathen, zu verbinden. „So sieht es hier jeden Tag aus," sagte unsere Führerin, „und wie gern behielten wir sie Alle hier!" — Den Stifter, und ärztlichen Oberleiter der Anstalt, Geheimrath Dr. Hauner, eine imponirend schöne, edle Männererscheinung, lernten wir flüchtig kennen. Auch er seufzte: „unser Haus ist zu klein!"

Wie ergreifend klingt eine kurze Notiz aus seinem einfachen „Bericht" bei Gelegenheit des 25jährigen Bestehens des Kinderhospitals in München.

„Im Jahre 1870 verblieben vom vorigen Jahre 35 Kinder in ärztlicher Behandlung. Neu aufgenommen seitdem 3193. Von diesen 3228 armen Kindern wurden im Spitale verpflegt 327, im Ambulatorium behandelt 2901. Gestorben sind 168. — Es wurden behandelt an Bildungsfehlern 26, an Krankheiten der Sinnesorgane 109, an äußern chirurgischen Krankheiten 365, die Uebrigen an innern Leiden."

„Zahlen beweisen" sagt das geflügelte Wort.

Segen und Gedeihen fort und fort dem Kinderasyl in der Jägerstraße in München, und heiße Wünsche für das Aufblühn vieler Heilstätten nach ihrem Muster. Frauenstimmen

müssen sich erheben für ihre Errichtung, Frauenhände helfen und fördernd sich regen. — Es gilt ja: — den Kindern!

„Sieh nicht aus nach dem Entfernten,
Was dir nah liegt mußt du thun!“

XII.

Vaucluse und Arqua.

Eine liebe, feine Frauenhand schickte mir ein Reiseblatt und ein kleines Bildchen aus Arqua und Vaucluse und Petrarca's melancholischer Kopf in meinem Schreibzimmer schaute mir über die Schulter, als ich es las, und die flüchtige Zeichnung betrachtete. Am 18. Juni 1874 sind 500-Jahre dahin gerollt, seit jene Dichteraugen sich schlossen und in den frischesten Farben leuchtet und glänzt doch noch immer die Bewunderung jenes seltsamen Poeten, der vierhundert vollendet schöne Liebessonette sang, die alle einem einzigen Gegenstande galten, jener Frau mit dem „bella bocca angelica", der schönen, strengen Madonna Laura. — Zwei Jahrhunderte später brachte der ritterliche König Franz dieser Sterblichen noch eine Huldigung dar, — er ließ ihr Grab und ihren Sarg in der Kirche von Avignon mit frischen Rosen

ſchmücken, und ſang von der blonden Geliebten des großen Dichters, der berühmten Dame de Sade:

„O gentille âme, estant estimée
Qui te pourra louer, qu'en se tessant? —
Car la parole est toujours aprimée
Quand le sujet surmonte le disant.“

Meine reiſende Freundin aber plaudert:

„Es giebt Menſchen, die wir erreichen möchten und ſie bleiben uns fern. Andere, für die wir keine Sympathie fühlen, überſchütten uns wie Platzregen. Mit Petrarca iſt es mir zuweilen ſo ergangen, Theuerſte.

Ich liebe ihn nicht, und dennoch begegne ich ſeinem Andenken ohne es zu ſuchen, finde ſeine Spuren und überzeuge mich, daß es ſehr ſelten und eigenthümlich iſt, eine tugendhafte Frau zu vergöttern, daß ſein Talent ihr eine Unſterblichkeit ſichert. Es iſt vielleicht einzig in ſeiner Art, daß ein ſo bedeutender Mann keinen Eindruck auf eine junge Frau macht, die in ſeiner Seele nicht allein ein Ideal, ſondern auch der Gegenſtand heißer Wünſche und glühender Leidenſchaft iſt. Petrarca war ein bedeutender Menſch, aber ein Mann, der hundert und mehr Jahre in ſeiner Einſamkeit von Arqua werden konnte, denn die

gemalte Laura und die ausgestopfte Katze genügten ihm am Ende des Lebens. Er ist wohl nie unglücklich geworden und wäre vielleicht auch niemals glücklich geworden, denn dazu gehören gleiche Kräfte. Glück und Unglück stehen wie Himmel und Hölle gegenüber, und nicht jeder Mensch reicht mit seinen Fähigkeiten aus, beide zu ermessen! — Petrarca bleibt aber ohne Zweifel unter den Männern ein seltenes Juwel, denn heute liebt wohl kein Mann mehr die Tugend der Frau eines Andern, selbst wenn er ein Dichter ist, und dem müssen wir es obendrein verzeihen, wenn er wie Heinrich Heine eine Liebe mit funfzig Lieben ersetzt. Laura hat sie doch nur mit dem Ehrgeiz und einer Katze theilen müssen.

Ich war in Arqua und dachte immer, warum sie nicht mit mir sein konnte. Das ist jetzt so einsam und traurig wie Vaucluse, aber dazu unschön, dürr und öde. Die Weinreben sind, wie das Haus, vernachlässigt, der Garten ist verwildert und nur die leeren Bäume erzählen uns eine schmerzliche Geschichte, die mit dem Grabe endet.

Vaucluse dagegen erschien mir romantisch wie die Jugend eines Dichters. Steile Felsenwände

ſchließen ein ſchmales Thal, in dem der Bach ſanft und ruhig wie Lauras Leben:

„vita umila e quete“,

dahin fließt. Wandeln wir der Quelle nach, ſo ſehen wir, wie ſie rein und klar aus dem Felſen ſteigt. Ich ſage ſteigt, wie eine Nixe, denn: im Sommer, bei großer Dürre, kommt ſie faſt zu ebener Erde an das Licht, und läßt dann eine leere Grotte ſehen, der man Petrarca's Namen gab. Jetzt war ſie nur zu ahnen, denn die Nixe hebt ſich mächtig empor aus ihrer Tiefe und fällt hoch oben in ein ziemlich großes Becken, um den Ueberfluß ſanft wie einen Schleier über das dunkle Geſtein hinabwallen zu laſſen, das in ſeinen ſeltſamen Formen wie Delphinenköpfe aus Meereswogen mit großen Augen empor zu blicken ſcheint. Dies iſt der poetiſche Theil der Kaskade, ſobald ſie im alten Sommerbette angekommen iſt, wird das Waſſer nützlich in Gebrauch genommen und muß den Menſchen dienſtbar ſein. Das machte mir einen etwas niederſchlagenden Eindruck, aber man erzählte mir zum Troſte, als ich den Bach beklagte, Mühlenräder treiben zu müſſen, mit jener freundlichen Bereitwilligkeit und heitern Laune, wie ſie der Provençale beſitzt, er habe auch eine

schönere Bestimmung gehabt. Ein Römer strebte nämlich einst nach den Besitz einer Dame zu Arl; sie habe aber auf seinen zärtlichen Antrag spottend geantwortet: „Wenn ihr mir die Quelle von Vaucluse hierher bringt, will ich euch erhören". Da hat er denn eine Ader dieser Nixe nach Arl geleitet, und noch jetzt zeigt man die Spuren dieser Zeit und die Reste der ehemaligen Wasserleitung.

Petrarca bewohnte ein kleines Haus dessen Garten von den Wellen bespült wurde. Noch alljährlich pflanzt man dort mit rührender Ausdauer einen Lorbeer, der dann regelmäßig in der Winterzeit umkommt. Andere sagen, der Dichter habe nur oben in der Burg gehaust, die auf dem Gipfel des Felsens steht, und in die Grotte hinabschaut; gleichviel es war doch hier wo er seine Freuden und Schmerzen in Madrigalen und Canzonetten von schönster Form niederlegte — und der Feigenbaum, dessen er erwähnt, muß wohl ein Zwerglein bleiben, da die Reisenden ihn fort und fort plündern, und zwar selbst mit Lebensgefahr, weil er an schlüpfriger Stelle steht. —

Der Weg von Avignon nach Vaucluse ist angenehm. Fruchtbare Fluren, von den schönsten Felsformen umgeben, mit zahllosen Ortschaften

durchwebt von Rhone, Durance, von Bächen und Canälen durchfloſſen, mit Oliven und Weinreben verſchwenderiſch verziert, ſtellen ein reizendes Landſchaftsbild dar. Hat man nun den Kopf voll Beziehungen und bevölkert dieſe ſchöne Welt durch die reiche Vergangenheit, daß die Gegenwart auch eine wird, ſo wächſt die Seele bis in die Unendlichkeit hinaus und das iſt doch auch ein Gewinn. — Am Eingang des Thales von Vaucluſe ſteht zur linken Seite ein wohlerhaltenes viereckiges Haus, ziemlich unſchön, es wird aber intereſſant als Laura's Aufenthalt. Die jetzigen Beſitzer geſtatten den Fremden nicht es zu durchwandern, aber obgleich es ſehr ſchön in ſeinen Räumen ſein ſoll, ſo iſt doch nirgends noch eine Spur von der gefeierten Beſitzerin zu finden. Was könnte aber eine Frau wohl Schöneres als ihre Kinder und — eines Dichters Huldigung der Welt zurücklaſſen? Ihre Blumen, ihre Freuden und ihre Schmerzen vergehen mit ihr, und es iſt ihr ſogar innig zu wünſchen, daß Niemand etwas davon weiß, wie groß ihr Theil von den einen oder andern. Petrarcas Liebe zu Laura datirt, ſo erzählt man, von dem Moment, als er ſie zu Avignon zum erſten Mal erblickte. Er war damals 23 Jahr alt, und

— liebte dieſe blonde kühle Dame bis an's Ende ſeines Lebens. Nicht der Glanz der Höfe, nicht die tiefſte Einſamkeit vermochten jenen Eindruck zu zerſtören, der ihm ſoviel trunkenes Glück und namenloſes Weh bereitete. Seine Sonette und Canzonen beweiſen es, wenn ſelbſt die ergreifenden Fresken zu Arqua nicht wären, die des Dichters eigene Hand entworfen haben ſoll, und die eine thränenvolle blutige Herzensgeſchichte erzählen.

Wir ſehen in dieſen Bildern den Liebenden tieftraurig in einer einſamen felſigen Gegend auf kaltem dunklen Stein hingeſtreckt, und ſeine Thränen bilden einen See — in dem er ſich ſpiegelt. — Dann erſcheint Laura ſich badend in dieſem See, und wie ſie Petrarca in der Ferne kommen ſieht, ſpritzt ſie ihm neckiſch Waſſer in die Augen. In einem andern Bilde begegnet Laura ihm wiederum in dieſer finſtern Felſeneinſamkeit, und reißt ihm mit grauſamer Luſt das Herz aus der Bruſt, während ein Lorbeerbaum aus dem Kopfe des Hingeſunkenen wächſt. Ein andermal liegt Laura todt am Boden, und ihre Seele ſteht mit ringenden Händen, erſchrocken vor der ſchönen Leiche. — Ein Phönix über Flammen, ein Stern und noch ähnliche Dinge deuten auf die Beſchäftigung

einer Seele hin, die neben all den großen Welthändeln, wie sie damals die Geister bewegten, in sich selber doch die größte Arbeit vollbrachte, vor deren stiller Einkehr das zügellose Treiben der Geister seinen Werth verlor. Der Papst berief den Gefeierten nach Avignon; nun ging Petrarca's Bestreben dahin, den Hof wieder nach Rom zurückzuversetzen, weil der französische Einfluß und die Sittenverderbniß der vornehmen Gesellschaft die fein organisirte Dichternatur zurückstieß. Petrarca ging nach Rom (14. Febr. 1337) und nahm dort die Gastfreundschaft des hochangesehenen Colonna an, seines treuesten Verehrers. Leider sind alle seine Briefe aus jener Zeit verloren gegangen, die sicher einen glänzenden Beitrag zur Geschichte jener Tage geliefert haben würden. Von Rom zurückgekehrt zog er sich nach seinem geliebten Vaucluse zurück und lebte seinen Studien und — seiner qualvoll süßen Liebe. Ein Briefblatt aus diesem Versteck enthält folgende Stelle: „Hier bringe ich meine Sinne, die feindselig gegen mich sind, zur Ruhe, meine Augen, die vorzüglichen Urheber meiner Leiden, sehen jetzt, statt Gold, Edelsteinen und Purpur nur Himmel, Wasser und Felsen. Das einzige weibliche Geschöpf, das sie zuweilen erblicken,

ist eine schwarzbraune häßliche Alte, dürr und verbrannt wie Libyens Wüste, sie ist die Frau eines Fischers und meine Aufwärterin. Meine Ohren werden nicht mehr durch die Harmonie kunstgeübter Chöre geschmeichelt, die sonst sie entzündeten —! Das Brüllen des Stieres, das Blöcken der Heerden, das Zwitschern der Vögel und das Rieseln des Baches sind hier meine Musik. Schweigen vom Morgen bis zum Abend, ist mir ein Leichtes, — wechselt auch Niemand Worte mit mir, so spricht doch Alles zu mir, was mich umgiebt. — Was das thierische Leben betrifft, so kann man sich kaum weniger damit beschäftigen — als ich. Oft genieße ich nur schwarzes Brod — und es mundet mir köstlich. Feigen und Nüsse, Trauben und Mandeln sind Leckerbissen für mich; auch Fische — die ich gern selbst gefangen habe. Meine Kleidung ist so einfach, wie die eines gemeinen Landmannes. Mein Haus gleicht dem eines Fabricius oder Cato. Zwei Gärten, die ich mir selbst angelegt habe, sind durch ihre Lage und Nachbarschaft so bezaubernd und einzig, daß ich sie stets meinen transalpinischen Parnaß nenne, und es verdrießt mich im Ernst, daß sie außer Italien liegen. Hier in diesem Heiligthum der Natur und der

Musen, bringe ich den größten Theil der milden Jahreszeit zu, umgeben von Freunden, deren Gesellschaft mir eben so lehrreich ist, als mannigfach und unterhaltend. Sie die Vertrauten aller Völker, und die Genossen aller Jahrhunderte antworten unbefangen und wahr, auf jede meiner Fragen. Die einen unterrichten mich von den Ereignissen der Vorzeit, die andern enthüllen mir die Geheimnisse der Schöpfung. Diese verscheuchen Unmuth und lange Weile, jene lehren mir die schwerere Kunst gut zu leben und selig zu sterben. Für so viele und wichtige Dienste, ist ein trauliches Plätzchen in meiner Nähe alles, was sie von mir fordern. Gern mögte ich hier in ihrer Mitte mein ganzes Leben zubringen, wäre nur nicht Avignon so nahe und — Italien so fern!"

Es klingt doch wie ein Märchen, wenn wir lesen, daß in die Einsamkeit des Gelehrten und Poeten ein Schreiben des römischen Senats flog, das ihm die Dichterkrone antrug, und der Canzler der Universität von Paris, Robert de Bardi, legte ihm zu gleicher Zeit eine ähnliche Bitte zu Füßen. Und Petrarca schrieb über diese Doppelehre an den Cardinal Colonna:

„Zu Rom wurden einſt die größten Dichter gekrönt; in Paris würde mir, dem Erſten, dieſe Ehre zu Theil, dorthin zieht mich Vaterlandsliebe, und die Nähe des Königs Robert von Neapel, der über meine Würdigkeit ſprechen ſoll. In Paris bereitet des Auslandes Achtung mir einen Triumph, der durch die Unruhe des Schauſpiels erhöht würde.“ — Doch entſchied der Dichter ſich für Rom, und ging im Februar 1341 zu Schiff über Marſeille nach Neapel. König Robert ehrte die Wiſſenſchaften wie die Gelehrten, und empfing deshalb Petrarca, mit dem er ſchon in einem literariſchen Briefwechſel ſtand, auf das Freundlichſte, und wünſchte vor Allem ſein Gedicht „Afrika“, von deſſen Schönheit ein hoher Ruf bereits nach Neapel gelangt war, kennen zu lernen.

Vielleicht las es der Dichter zuerſt nur in den Gemächern des Königlichen Herrn, in einem ſtrahlenden Kreiſe ſchöner Frauen und vornehmer Männer. Solch Bild wäre doch ein glänzender Vorwurf für einen Maler unſerer Tage. — Das berühmte Gedicht gefiel dem Könige ſo ſehr, daß er ſich die Zueignung erbat. Als Petrarca nun die öffentliche Probe ſeines Wiſſens ablegte, reichte die Zeit eines Tages nicht aus, und der Raum

konnte die Menge nicht fassen. — Die Prüfung des gelehrten Dichters währte drei Tage. Dann erklärte der König, vor dem ganzen versammelten Hofe — den Poeten des Ranges würdig, den er in Rom empfangen sollte. Er überreichte ihm zugleich einen Gewährsbrief an den Senat zu Rom, und nahm das Oberkleid von seinen Schultern, um den gerührten Dichter damit zu schmücken. In Rom empfing den Gefeierten Orso Graf Anguillara, die höchste obrigkeitliche Behörde, und man ordnete die Krönungsfeier gleich auf den 8. April, den Ostersonntag, an. Welch ein Schauspiel! — Am Morgen dieses festlichen Tages, so beschreibt man die Feier, verkündigte der Schall der Posaunen das seltsame Ereigniß. Das römische Volk wallte im bunteſten Gedränge zum Capitol. Um Mittag begann der Dichter-Krönungszug, und ward eröffnet von 12 in Scharlach gekleideten Jünglingen aus den ersten Familien Roms. Sie begrüßten die Versammlung mit Versen Petrarcas. Der Dichter selber erschien in dem Prachtgewande des Königs von Neapel, geleitet von 6 vornehmen Bürgern Roms, die grün gekleidet und mit Blumen geschmückt waren; ihnen folgten der Bürgerrath an seiner Spitze der Senator Orso

mit dem Lorbeerkranz auf dem Haupte. Es ist so interessant dem Laufe der Feierlichkeit zu folgen.

Sobald Orso seinen Platz eingenommen hatte, erzählen die alten Bücher, verlangte der Ruf eines Herolbes, Petrarcas Erscheinen vor der Versammlung. Der Dichter begrüßte sie nun mit einer kurzen schwungvollen Anrede in Reimen, und endigte mit den Worten: „Es lebe das römische Volk!“ — „Gott erhalte ihm die Freiheit!“ — „Es lebe der Senator!“ —

Orso drückte dann, — welch ein berauschender Moment — die Lorbeerkrone auf das Haupt des knieenden Dichters mit den Worten: Corona praemia la virtu.

Petrarca erhob sich tief ergriffen, und seine Dankbarkeit gab sich kund in einem schönen, den Helden Roms geweihten Sonett.

Des Volkes Jubel umbrauste und begleitete ihn dann zum St. Pietro, woselbst der Dichter seine Krone niederlegte und Gott für ihren Empfang den Dank darbrachte im frommen Gebet.

Am Schluß dieses Ehrentages empfing Petrarca noch die Privilegien des gekrönten Dichters wie das römische Bürgerrecht im Namen des Volkes.

Wenige Tage ſpäter verließ Petrarca Rom, um ſich den läſtigen Glückwünſchen zu entziehen, und erſtattete erſt von Piſa, wo er am 20. April eintraf, ſeinem hohen Freunde, dem Könige Robert, begeiſterten Bericht über Alles, was er erlebt. Dann trat er ohne Verzug die Reiſe nach Vaucluſe an, wohin ihn ſein Herz ſo mächtig zog —; ehe er aber dieſes erſehnte Ziel erreichte, verſuchte man ihn in Parma feſtzuhalten durch allerlei glanzvolle Feſte und Verlockungen des Hofes. Und doch — wie melancholiſch lautet ſein Brief von dort.

„Dieſe Krone, die man mir auf's Haupt gedrückt, hat mich weder weiſer noch beſſer gemacht; ſie hat nur dazu beigetragen mir Neid und Haß zuzuziehen, die nun meine Ruhe ſtören. Seit ich viel zu früh ſie errang, muß ich immer unter den Waffen ſein. Alle Zungen, alle Federn waren gegen mich geſpitzt. Selbſt viele meiner Freunde waren gegen mich feindlich! Meine unbeſonnene Kühnheit uud Anmaßung kamen mir theuer zu ſtehen!“ Immer das alte Leid der bedeutenden Menſchen: die Neider.“ —

Jetzt ſtarb der Pabſt Benedickt XII., und Clemens der VI. ward ſein Nachfolger. Die Römer beeilten ſich, ihr Geſuch zu erneuern und wählten

ihren Mitbürger Petrarca wie Cola di Rienzi als Wortführer am Päpstlichen Hof, um ihn zur Uebersiedlung zu bewegen.

Die schöne Rede in lateinischen Versen lohnte der Papst dem Dichter mit dem Priorat von Miliarino im Gebiet Pisa, ohne jedoch der Bitte, die jene Rede aussprach, Gewährung zu schenken. Hier in Rom neben dem ungarischen Mönch Andreas, in dessen Hände alle Fäden zusammenliefen, war aber Petrarca's Bleibens nicht, er kehrte nach Avignon zurück, wo ihn Papst Clemens mit Auszeichnungen aller Art überhäufte. Eine Art von Ruhelosigkeit kam da wohl über ihn auf der Höhe des Ruhmes, denn der Gefeierte taucht bald in Rom, bald in Verona oder Padua auf. Eine Männererscheinung fesselte auf kurze Zeit die Aufmerksamkeit Italiens und gewann auch das Dichterherz — die tragische Heldengestalt Rienzi's, des letzten der Tribunen. Der jähe Untergang dieses leuchtenden Sterns versenkte den Poeten in tiefe Trauer. —

Jahre um Jahre waren dahingegangen, die Rosen auf den Wangen Laura's längst verblichen und dennoch erblühten immer neue Liederrosen zum Preise der unvergänglichen Schönheit ihres

Wesens in dem Dichtergarten ihres getreuen Anbeters. Da traf endlich den Sänger der härteste Schlag, Madonna Laura starb in Avignon an der Pest, während Petrarca in Verona verweilte. —

Vielleicht sind alle jene Verse, welche die Reize der Dame de Sade besingen nicht so vollendet, als die poetischen Klagen die nun bis ans Ende seines Lebens der Seele des Beraubten entströmen, ergreifender als Alles ist aber doch die einfache Aufzeichnung Petrarca's, die noch bis zur heutigen Stunde die Ambrosianische Bibliothek aufbewahrt.

„Laura glänzend durch eigene Tugend und lange gefeiert durch meine Lieder, erschien meinem Blicke zum ersten Male, als ich noch in der ersten Jugend stand, im Jahre des Herrn 1327 am 6. Tage des Monats April an demselben 6. Tage in derselben ersten Stunde, aber im Jahre 1348 wurde diesem Erdenlichte jenes Licht entrissen als ich grade in Verona war und ach! nichts von meinem Unglück wußte. Die unglückselige Botschaft aber erreichte mich erst in Parma in demselben Jahre am 19. des Monats Mai früh Morgens. Ihr keuscher uud schöner Leib ward noch am Sterbetage zur Vesperzeit in der Kirche der Minoriten beigesetzt. Ich lebe der frohen Ueber-

zeugung, daß, wie Seneca vom Afrikanus sagt, ihre Seele zum Himmel, dem sie entstammte, zurückgekehrt ist. Zum schmerzlichen Andenken, mit einer Art von herber Lust, habe ich dies hier aufzeichnen wollen, an einer Stelle, welche mir oft vor Augen ist, damit es nichts gebe, das mir lieber sei im Leben, und damit, nachdem das stärkere Band zerrissen ist, der öftere Anblick dieser Zeilen und das Nachdenken über die Flucht der Jahre mich erinnern, daß es Zeit sei aus diesem Babel zu fliehen, was auch unter Beistand der göttlichen Gnade mir leicht sein wird, wofern ich der vergangenen Zeiten überflüssige Sorgen, eitle Hoffnungen und unerwartete Ausgänge ernst und männlich betrachte."

Nach dem Tode des Königs Robert sandte der Pabst Petrarca nach Italien, um die Rechte des Päpstlichen Stuhles wahrzunehmen, da die junge schöne Königin Johanna noch unmündig war. Wie verändert fand Petrarca jetzt sein viel bewundertes Neapel. Nirgend fühlte er sich mehr heimisch. Der Verfall der Sitten erschreckte, das ruhelose Treiben entsetzte ihn.

Das Dichterleben Petrarcas ist mit dem Tode Lauras als abgeschlossen zu betrachten. Obgleich

er seine Geliebte 26 Jahr überlebte, so redete man fortan wenig mehr von ihm. Kränkungen und Täuschungen aller Art verdunkelten den Abend seines Daseins. Eine tiefe Bitterkeit gegen Welt und Menschen zog allmälich in sein Herz. Voll Schmerz schrieb er an seinen Freund in Rom: „Bei Euch ist ewiger Krieg, hier ein Frieden schlimmer als Krieg, dort vielleicht Sclaverei, — hier zügellose Freiheit, dort vergiftete Luft, hier vergiftete Sitten.“ —

Und eines Tages verließ Petrarca Avignon und sein geliebtes Vaucluse für immer um sich in Arqua, wenige Meilen von Padua niederzulassen. — Ob wohl irgend ein anderer Dichter der Welt zu seinem Umzuge auch nur halb soviel Lastpferde je gebraucht, als Petrarca, laut bestimmter Nachrichten, um seine Schätze und seine kostbare Bibliothek von Avignon nach Padua zu schaffen? Glücklicher Dichter!

Unwillkürlich kommt man bei der Beschreibung seines Hausraths auf diese und ähnliche Fragen und Stoßseufzer.

In seinem Arqua lebte der berühmte Vergessene wie ein Einsiedler mit einer schönen weißen Katze, seiner einzigen geliebten Gefährtin, bis zu seinem

Tode. Peſt und Krieg umwogten dies ſtille Aſyl, — es blieb unberührt wie eine Inſel umſpült von Meereswogen. Nur einmal erſcheint der Gefeierte wieder auf dem Welttheater, als der glückliche Vermittler des Friedens der Carareſen mit den Venetianern.

Am 18. Juni 1374 fand man ihn in ſeiner Bibliothek todt, — die gedankenvolle Stirn auf ein Buch geſenkt, — — am offenen Fenſter mitten im Roſenduft und Sonnenſchein. —

Sein heiterer und gefeierter Freund Bocidicio folgte ihm ein Jahr ſpäter. —

Das Alles zeichnete meine Freundin für mich in Vaucluſe ſelber auf, — und aus dem eleganten Hôtel du Palais Royale, Porte de l'Oule à Avignon, wurden die Blätter abgeſandt. —

Für alle Zeiten wird die Felſeneinſamkeit von Vaucluſe ein Wallfahrtsort bleiben für poetiſche Herzen und „weichgeſchaffene Seelen". Fern von der großen Heerſtraße hat dies Aſyl eines großen Dichters jenen düſtern großartigen Charakter unentweiht behalten, den es trug als Petrarca ſeufzte:

„L'aque parle d' amore e l' aura e rami
Egli angeletti e i pesci e i fiori e l' erba
Tutti intieme pregando chio sempre ami."

So wie sie vor unsern Augen im Strahl der Sonne erglühte, so erglühten sie vor Petrarcas Augen. Verloren in melancholische Träume lauschte er dem Rauschen der Fontaine de Vaucluse, wie wir ihm lauschen müssen Jahrhunderte später. Der süße Duft der Kräuter und wilden Blumen steigt noch heute empor wie damals, und auch über uns kommt das berauschende Trostgefühl von der Ewigkeit der Liebe.

„Tutto insieme pregando ch'io sempre ami!"

XIII.

Ein echter Ritter.

Motto:

„Bringet Palmen, Lorbeern bringt —
Streut sie auf des Helden Grab. —“

Als im Jahre 1870 die Blätter von „Ueber Land und Meer“ jene „heitere Erinnerung“ brachten an den baierschen General von Hartmann, den die Erzählerin im letzten Bundestagsjahre im gastlichen von der Pfordten'schen Hause in Frankfurt am Main kennen lernte, um einen einzigen Abend mit ihm zu verleben, da hatte der frische geistvolle Held und Führer des 2. baierschen Armeecorps seinen Ehrentag, den 19. September, noch nicht erlebt. Damals war er erst ausgezogen und zugleich mit dem 1. Armeecorps (Freiherrn von der Tann) unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Preußen gestellt. Er hatte von seinem hohen Feldherrn die Ehre des Vortrabes beim Einmarsch

in Frankreich erbeten und erhalten. Die ritterliche kraftvolle Gestalt, der schöne Soldatenkopf mit dem weißen Haar und den blitzenden Augen, war der Abgott seiner Untergebenen. Es ist bekannt, welchen hervorragenden Antheil seine tapfern Truppen an der Schlacht bei Wörth genommen, — als einen ganz besonders glänzenden Sieg des 2. Armeecorps bezeichnet man das Treffen bei Petit Bicêtre und Plessis Piquet vor Paris. Ein energisches Vorgehen degagirte das bei dem Marsch auf Versailles in der Flanke angefallene 5. Armeecorps und trieb die Franzosen in wilder Flucht nach Paris hinein. Nach diesem bedeutungsvollen Tage unterstützte das 2. baiersche Armeecorps volle 4 Monate seine Verbündeten in der Belagerung von Paris.

An den denkwürdigen Tagen der Kaiserproclamation und des Einzuges in Paris, erschien der 75jährige Held als der Frischesten Einer und als der Gegenstand liebevollster Aufmerksamkeit des Kaisers und des Kronprinzen.

Die bewegten, bedeutungsvollen Momente des baierschen 2. Armeecorps im Jahre 1870 hat der berühmte Schlachtenmaler Georg Bleibtreu mit gewohntem Glück darzustellen gewußt. In der

Berliner großen Ausstellung war es bezeichnet: „Einnahme des Plateau's und der Schanze von Chatillon bei Paris.“ Den Mittelpunkt des Bildes bildet der General von Hartmann hoch zu Roß, an seiner Seite sein einziger Sohn, Rittmeister Hermann von Hartmann, hinter ihm eine glänzende Suite, rings umher prächtige Soldatengruppen.

— Sein jubelvoller Einzug in Würzburg 1871 zeigte, wie sehr die Bevölkerung an dem greisen Helden hing, Alles drängte sich zu ihm hin, ein Blumenregen überschüttete ihn. Die geliebten Seinen, denen sein Herz entgegen schlug, empfingen ihn mit Freudenthränen. Auch seine Augen schimmerten feucht, — er gedachte derer, die nicht wieder mit ihm heimkamen und wußte, wie Mancher und Manche sich vor dem Freudengeschrei tief, tief in das letzte dunkelste Winkelchen flüchten mußte, um ungestört schluchzen und weinen zu können um den, der still in der fremden Erde lag.

Und er dachte wohl auch daran, wie er einst, als Rheinpfälzer im Jahre 1804 im Heere Napoleon's des Ersten seine militärische Laufbahn begonnen, und die Erinnerung an den Kanonendonner der Schlacht von Waterloo, die er als

französischer Oberlieutenant durchgekämpft, mischte sich mit den Gefühlen des Glücks und der Dankbarkeit über die Einigkeit des geliebten deutschen Vaterlandes.

Ehre und Liebe aller Art wurden dem Heimgekehrten an jenem Freudentage entgegengebracht, es war kaum denkbar, daß man ihm größere Beweise allgemeiner Sympathie und Verehrung hätte geben können; jener Tag erschütterte ihn tief. — Und dennoch sollte ein Tag kommen, — auch wiederum ein Tag der Heimkehr, der noch ergreifender zeigte, wie hoch ganz Deutschland seinen greisen Krieger hielt, — aber seine klaren Augen sahen diese Kundgebung nicht mehr, — — es war der Tag seines Begräbnisses, der 26. Februar 1873.

Zwischen jenem ersten und letzten hohen Ehrentage lag für die Schreiberin dieser Zeilen, eine sonnige Stunde im vergangenen Sommer, wo sie den General von Hartmann zum zweiten Mal in ihrem Leben sah und sprach, diesmal in Würzburg. Als sie ihn über den Perron schreiten sah, von allen Seiten ehrfurchtsvoll und warm zugleich begrüßt, war es, als ob die Zeit spurlos vorübergegangen sei an dieser prächtigen Soldaten-

erſcheinung, — ſo ungebeugt und ſtattlich war die Haltung, ſo blitzend die Augen, ſo heiter das Lächeln. Und als er in ſeiner herzlichen Lebhaftigkeit nun plauderte, da hätte jener Satz, der damals nach einer Begegnung im Salon von der Pfordten über ihn niedergeſchrieben worden war, auch heute noch ſeine vollſte Geltung:

„Zu den gewinnendſten Formen und der Sicherheit des Mannes von Welt, geſellte ſich bei dem General von Hartmann eine Friſche der Converſation, die für Jeden im höchſten Grade feſſelnd ſein mußte. Unbefangen und lebendig, heiter und anregend, ſprach und fragte er, und hörte dazwiſchen verbindlich und voll Antheil zu, was mindeſtens als eine ebenſo große Kunſt bezeichnet wird als das gewandte Reden. Ueberall trat ſein feines Verſtändniß und ſeine wahrhaft jugendliche Begeiſterung für die Wunderwelt der Kunſt, der Malerei, Sculptur und Muſik hervor, und wie er im Stillen leidenſchaftlicher Zeichner und Maler war, ſo bekannte er ſich auch mit beſonderer Freudigkeit als einen getreuen Anbeter der heiligen Cäcilia.“ —

Er wollte nicht recht mehr an die unveränderte Friſche ſeiner Erſcheinung glauben bei jenem

Wiedersehn in Würzburg und meinte doch, daß ihn das Kriegsjahr heftiger zusammengerüttelt, als die Welt ahne. Und nach Allem fragte er, von den verschiedensten Dingen erzählte er, — voll von Plänen war er noch, und mit leuchtenden Augen sprach er von den Seinen und vor Allem von dem Stolz und Liebling seines Herzens, von seinem Sohne Hermann, den er vor Kurzem in Frankreich besucht. — Ein zuversichtliches „auf frohes Wiedersehn!“ ging noch herüber und hinüber zum Abschied.

Im Rahmen der Ausgangsthür stand er als der Zug fortfuhr, — hochaufgerichtet, in seiner kleidsamen hellblauen Uniform, mit dem stolzen Schmuck des eisernen Kreuzes erster Klasse — der Wind bewegte das weiße lockige Haar an den Schläfen, die Hand grüßte wieder und wieder herüber, über das Antlitz flog ein Lächeln, — — es war ein Abschied auf immer. —

Eine sehr heftige Lungenentzündung machte diesem kraftvollen Leben ein rasches Ende. Erst am 22. Februar hörten die Seinen in Darmstadt von seiner schweren Erkrankung, und schon in der folgenden Nacht starb der Held so mancher heißen Schlacht. — Außer einigen erstickenden

Hustenanfällen und schmerzhaften Beängstigungen litt er wenig, blieb vollständig Herr seiner Sinne und schien seinen Tod nicht zu ahnen. Er brachte stundenlang im Sessel zu, und ging sogar noch um 11 Uhr Abends im Zimmer umher. Nach Mitternacht athmete er zweimal tief auf, und schlief ohne jeden Kampf still ein, in den Armen seiner Kinder.

Das ehrenvolle und glückliche Soldatenleben Hartmann's gehört der Kriegsgeschichte an, der edle Mensch aber hat sich selber ein unvergängliches Denkmal in den Herzen Aller aufgerichtet, die mit ihm in Berührung kamen. In Wort und That der echte Ritter in der schönsten Bedeutung des Wortes, so bezeichnet ihn das allgemeine Urtheil, Hoch und Niedrig ehrte ihn. Ritterlich im Dienste der Frauen wurde er viel bewundert und geliebt; in seinem Hause als Gatte und Familienvater vergötterte man ihn. In seinem Verhältniß zu seinen Freunden wie zu seinen Untergebenen war er treu, warm und gerecht. Man konnte ihm mit vollem Rechte das nachrühmen, was Göthe als die höchste Blüthe des Menschenthums bezeichnet, er war: „edel, hülfreich und gut."

Im Stillen Freude spenden, Thränen trocknen, Glück verbreiten, wohlzuthun und mitzutheilen, und dabei doch die Rechte nicht wissen zu lassen was die Linke gethan, — war seinem Herzen Bedürfniß. Wie viele Zeugen könnten und würden wohl aufstehn die Wahrheit dieser Worte freudig zu bestätigen!

Und am 26. Februar lag er still in seinem Sarge, in voller Uniform, umgeben von hohen Lorbeerbäumen und brennenden Kerzen, von Lorbeerkränzen bedeckt — Grüße des Kaisers, des jungen Königs, des Kronprinzen, seines Oberherrn im Felde, waren angekommen. Das Antlitz des Todten erschien wie verklärt, und gar mancher ergraute Waffengefährte drängte sich hinzu, um dem schlafenden Helden noch einmal im tiefsten Herzensgrunde zu danken für das Gute, das er ihm einst angethan in Wort und That. Männer schluchzten wie Kinder, während der Feierklänge des Requiescat in pacem. —

Zwölf Unterofficiere trugen den Sarg, mit den Ehren eines Feldmarschalls geleitete man ihn zu Grabe. Hinter dem Sarge der Prinz Luitpold und der berühmteste Waffengefährte des Todten, General von der Tann, und eine Reihe der glän-

zendſten Soldatengeſtalten, — an den Wegen die Maſſen des Volks im tiefſten Mitgefühl. Beethovens Trauermarſch, den er im Leben nie ohne Bewegung hören konnte, begleitete ihn auf ſeinem letzten Erdenwege. — Und zum erſchütternden Schluß der Feier des letzten Ehrentages der mächtige Kanonendonner, — — die Erinnerungen an 1804 und 1870.

Unvergeßlich und unvergeſſen wird er ſein und bleiben, der ſtille Schläfer — als Held und echter edler Ritter.

XIV.

Aus einem Herbarium.

Motto: „Ostern-Ostern
Frühlingswehen!
Ostern-Ostern
Auferstehen!“

Osterluzei.

Ostern! Das Wort allein klang schon wie Glocken, wenn wir Kinder es aussprachen oder hörten. — War das Christfest vorüber, so freuten wir uns auf Ostern, meine kleine Schwester und ich. Und diese Freude war fast noch eine ungeduldigere, als auf den Weihnachtsbaum. Es ist eben auch ein Fest des Gebens und Nehmens wie jenes andere, — wir empfangen ja die ewig beglückende Liebesgabe des Frühlings, das geheimnißvolle Geschenk des Blühens und Werdens, die süße Verheißung der Auferstehung.

In unserer Kinderphantasie grübelten wir freilich nicht über diese Unterschiede und Wundergaben, wir hofften nur auf die bunten Ostereier, die wir im Garten der Großmutter suchen durften, auf Sonnenschein, die Veilchen, auf die Knospen des Osterluzei, den wir unsere Rauchblume nannten, und ganz heimlich redeten wir von der geschmückten Kirche mit dem heiligen Grabe und von unserm Gespielen und Nachbarn Fritz, der dann als Chorknabe die Messe bediente.

Ja diese Kirche, der altehrwürdige Dom mit dem daran stoßenden Nonnenkloster, spielte eine große Rolle in unserer Jugendgeschichte und daß wir vor der Großmutter, der strengen Protestantin, nicht davon erzählen durften, erhöhte nur den Reiz. — Die Fenster des Chors sahen in den Garten der Großmutter und die alten Lindenbäume deckten die bunten Heiligengestalten der Scheiben bis zur Hälfte zu, — aber an Sommerabenden, wenn wir länger aufblieben und draußen noch spielen durften, schimmerte das Licht der ewigen Ampel in flammend rothen und blauen Farben durch ihre Blätter und zitterte hin und her und mein Schwesterchen sagte dann immer: „Die

Mutter Maria wiegt das Christkind ein, und da weht ihr Mantel.“

Die Großmutter hatte einen dichten grünen Vorhang an der einen Hälfte ihres Fensters anbringen lassen, damit kein Schein dieses fremden berückenden Lichtes auf das alte Gesangbuch falle, das auf dem kleinen Tische immer vor ihr lag.

Es war der uralte katholische Dom des Städtchens und wir waren die Kinder protestantischer Eltern, die wir regelmäßig jeden Sonntag in unser eigenes kleines schmuckloses Gotteshaus begleiteten, aber dennoch empfanden wir nie einen mächtigeren Andachtsschauer, als wenn wir verstohlener Weise in den Dom schlichen. Fritz war immer unser Führer, er nahm dann Lucie an die Hand und dann durchwanderten wir die Seitenschiffe, blieben wieder und wieder an den Capellen stehen, mit all' den Bildern, Kerzen und Kränzen und der wunderschönen Himmelskönigin mit dem Kinde und den Schwertern in der Brust und all' den zahllosen Wachskerzen ihr zu Füßen. Ich selber war ein wilder Junge, aber es legte sich doch allezeit etwas wie eine süße Beklommenheit auf meine Brust beim Anblick all' dieser fliegenden Engel

zwischen den goldenen Sternen an der Decke, vor all' diesen Heiligengestalten von Marmor, die aus den Wolken des Weihrauchsduftes so blendend-weiß hervortraten. Es kam mir auch nicht recht vom Herzen, wenn ich zuweilen, als angehender Philosoph, behauptete: „Unsere Kirche gefällt mir besser, — der prächtige Pomp im Dom kann doch nur den Mädchen gefallen!“

Ja meiner kleinen Lucie gefiel er freilich über Alles, und wenn es einen Platz auf der Welt gab, wo der „neckische Kobold“, die „Jungfer Nixe“, wie Vater und Mutter sie nannten, einer kleinen Heiligen glich, so war es, wenn sie neben Fritz vor dem Marienbilde kniete.

Als sie es das erste Mal so ganz ruhig und unbefangen that, als ob das gar nicht anders sein könnte, erschrak ich doch und machte ihr nachher Vorwürfe. Da sah sie mich aber mit ihren großen nußbraunen Augen leuchtend und zugleich tiefernst an und fragte: „Was willst du denn? Soll ich nicht vor der Muttergottes knien, die uns das Christkind gebracht hat?“

„Sie hat Recht,“ entschied unsere Mutter, als wir ihr das erzählten.

Die Eltern ließen uns denn auch ganz ruhig gewähren, und hinderten uns mit keinem Wort an dem Besuch des Domes, unsere mildthätige allgeliebte Mutter war sogar eine eifrige Freundin der barmherzigen Schwestern, den Bewohnerninnen des Klosters, und die stillen dunklen Gestalten, die so leisen Schrittes einherwandelten und nie mit leeren Händen für ihre Armen entlassen wurden, gehören in unsere Kindererinnerungen wie unsere Lieben selber. Wir hörten auch die Nonnen oft im Garten der Großmutter singen und dann unterbrachen wir stets unsere Spiele, um bis zum letzten Ton still zuzuhören.

Die Großmutter aber ging sofort in's Haus. Es ist mir als hätte ich sie erst gestern noch wandeln sehen in ihrem grauen Kleide und der hohen Haube so kerzengrade und feierlich, und wenn ihr noch immer schönes Gesicht allezeit den Ausdruck der Strenge trug, in solchem Momente lag geradezu etwas wie ein Eishauch auf ihrer Stirne. Später habe ich immer an die Gefährten des Odysseus denken müssen, die sich die Ohren verstopften vor den Syrenenklängen, — ach, wie schön sangen die Nonnen! Tausend und aber tausendmal bei den Klängen der Oratorien in Kirchen und

Concertsälen habe ich an diese wunderbar reinen, hellen, leidenschaftslosen Stimmen gedacht, deren Klang so unirdisch, fast wie Metall war. — Wenn diese Töne, dies Benedictus oder Miserere Domine über den großen stillen Garten flutheten, und sich mit dem Duft der Blumen mischten, oder in das geheimnißvolle Rauschen der Bäume und dann so leise verschwebten und vergingen, auslöschten wie das Licht, dann war mir, als hätte Lucie Recht, wenn sie mir aufhorchend flüsterte: „Still, die Engel singen!“

Fritzens Mutter, seinen Vater hatte er früh verloren, sein Oheim fungirte als Priester am Dom und war allgemein geliebt und hochgeehrt, war eine schlichte fromme Frau, deren schönste Hoffnung der Gedanke war, ihren Sohn im Priesterkleide dermaleinst zu sehen. — Man wollte wissen, daß Fritzens Vater aus Liebe zu ihr dem ihm bestimmten Priesterstande untreu geworden sei, und von Gewissensscrupel in seiner Sterbestunde gequält worden sei, daß seine Frau ihm deshalb auf seinem Todtenbette freiwillig gelobt habe, ihr Kind zu einem frommen Priester zu erziehen, gleichsam als Sühnopfer. Sie stellte den Knaben früh schon unter die besondere Hut seines Oheims und weinte

Freudenthränen, wenn sie ihn bei Messen, Processionen und Begräbnissen in die Tracht der Chorknaben mit einem wahren Engelsausdruck seines reizenden Gesichtchens so feierlich einherschreiten sah, als ob er nie auf die Bäume geklettert, die kleinen Mädchen erschreckt und die tollsten Waghalsigkeiten zu Wasser und zu Lande ausgeführt hätte. Er war nämlich außer jenen Stunden in der Kirche der lustigste aufgemuntertste Junge der Welt und wie Lucie nur ernst im Schatten des Domes. Wer ihn einen Blumenstrauß während der Maiandacht in die Kirche tragen, oder als Chorknabe Dienst thun sah, der hätte ihn freilich für einen angehenden Heiligen halten sollen, so wunderbar fromm, so strahlend vor Begeisterung war das schöne Antlitz mit den blauen Augen. Niemand hatte je mit ihm ein zwingendes Wort gesprochen über seine künftige Bestimmung, weder seine von ihm abgöttisch geliebte Mutter, noch sein Oheim, den er schwärmerisch verehrte, aber er selbst sagte zu tausendmalen: „Ich werde Priester!“ mit derselben Zuversicht und Bestimmtheit wie ich behauptete: „Ich werde Soldat“ und Lucie: „Ich werde Nonne, und singe dann vom Morgen bis zum Abend“.

Der Vater meinte zwar oft: Fritz würde einen besseren Soldaten abgeben wie du — für dich gehört der Katheder der Universität, — er dagegen sieht aus als ob er sich am liebsten durch dick und dünn schlagen würde den Säbel in der Faust."

Die Mutter lachte über Luciens Nonnengedanken, aber die Großmutter runzelte finster die Stirne dazu: „Das kommt von dem Verkehr mit dem Chorknaben," sagte sie.

Trotz der Sehnsucht nach dem Nonnenschleier zwitscherte und trällerte Lucie den ganzen Tag, meist mit halbgeschlossenen Lippen, es klang oft wie Vögel im Traume singen. Auch die Melodien der Nonnen sang sie nach, überhaupt erschien ihr Musiktalent sehr bedeutend, während ich selber kaum die Grundelemente begriff und keine Melodie behielt. Fritz dagegen erschien mir wie ein geborner Capellmeister und auch hierin sah Lucie voll Bewunderung zu ihm auf. Fast spielend lernte er die verschiedensten Instrumente, unter welchem auch die Orgel sein Liebling blieb.

War irgend eine besondere Festlichkeit im Dom, so meldete Fritz Alles zeitig, und bei den Vorbereitungen zur Weihnachtskrippe durften wir sogar mit Hand anlegen. Das Schönste war aber doch

der Aufbau des heiligen Grabes mit den Gestalten der heiligen trauernden Frauen und Männer. Staunend sahen wir zu, wie Alles aufgebaut und aufgestellt wurde, wie bei Theatervorstellungen, — mit Coulissen und Hilfsmitteln aller Art. Da wurde denn gehämmert, gepocht, gerüttelt, geschoben, hier ein Vorhang angebracht, da ein Teppich gelegt, die wunderlichsten Dinge herbeigeschleppt, bis Alles stimmte und paßte. — Wie oft dachte ich beim Zuschauen, daß das Alles doch unmöglich am andern Tage feierlich aussehen und ordentlich Stand halten könne, wenn Alles fertig sein würde. Manches schien aber nur so zwischen Himmel und Erde zu schweben, bereit beim ersten gewaltigen Orgelton zusammenzustürzen, es lehnte so schwach aneinander, es bebte und schwankte, — und dennoch — — welch ein Eindruck nachher! Alles stellte sich dar wie aus einem Guß, wie ein vollendet schönes Bild von Meisterhand, von dem man meint, keine Linie sei zu viel, keine Farbe dürfe anders sein. Vor dem heiligen Grabe zur Osterzeit im alten Dom meiner Vaterstadt kniete ich voll Andacht nieder, — es konnte eben nicht anders sein —, und ich begriff die Thränen meines Schwesterchens am Charfreitag vor diesem ausgestreckten heiligen Leich-

nam, vor diesem edlen „Haupt voll Blut und Wunden.“

Und wenn dann am Ostermorgen ein unsichtbarer Nonnenchor sang: „Christ ist erstanden“ und das Grab leer war und lebendige Engel es umstanden und kunstvoll angebrachtes goldenes Licht gerade auf jene Stelle strömte, wo das Haupt Christi gelegen, — da suchten auch meine Augen in der blauen Wölbung der Decke den offenen Himmel, der den Auferstandenen aufgenommen.

Und an dies wunderbare Licht, von dem wir gar nicht wußten, von wannen es kam, mußten wir den ganzen Tag denken, trotz der Freude des Eiersuchens im Garten der Großmutter, und alle die grünen Zweige oder kleinen Blumen, die wir fanden, trugen wir in den Dom und streuten sie auf die Stufen, die zum Grabe führten.

Viele Jahre später habe ich jenen Eindruck aus der Osterzeit meiner Kindheit noch einmal empfunden, alle Schauer heiliger Andacht haben mein krankes, trauerndes Herz überfluthet, wie sie damals mein frohes, sorgloses Herz überströmten, — es geschah dies vor dem wunderbaren Passionsspiel in Oberammergau. In die Berge hatte ich

mein Leid um meine Todten getragen, — hin und her, auf und ab war ich gewandert, ohne Ruhe und Trost zu finden. Wie oft hört man sagen, daß die Natur die mächtigste und wohlthuendste Trösterin des Menschen sei in seinem Elend. Nicht jede Landschaft — nicht in jedem Stadium des Leides, nicht wenn wir noch irgend wie le parler de l'ame, — mitfühlende Menschen ersehnen und ertragen können. — Es ist auch ein Unterschied, ob wir unser Weh an einem tiefen stillen See tragen, dessen Wellen auf- und abwogen wie unser Empfinden selber, oder in den Wald, dessen Riesenbäume uns entgegenrauschen, Tag für Tag: — „wir kämpfen mit den Stürmen, beugen uns oder brechen, — — kämpfe und brich auch du!“ — — oder in die unnahbare Bergwelt, die wie im Bewußtsein ihrer Ewigkeit stolz auf uns herabsieht und ruft: „Du winziges Menschenkind wirst vergehen mit deinem winzigen Leid! Warte nur eine kleine Weile!“

In die ernste Herrlichkeit des bairischen Hochlande hatte ich mich geflüchtet, bergauf, bergab war ich gezogen, aber das todte Antlitz des Jugendfreundes und die Stimme der Schwester, die vom Morgen bis zum Abend leise und süß das „Miserere

Domine“ der frommen Nonnen sang, — mit irren, angstvollen Augen um sich schauend, gingen mit.

Ich ließ mich treiben ohne Zweck und Ziel seit dem Tage, wo man die arme Lucie in's Grab gelegt, — ich folgte mechanisch dem großen Strom der Bergwanderer, und es war wie eine Welle, die mich nach Oberammergau warf. — Vierzehn Tage meines Urlaubs lagen noch vor mir, es war mir gleichgiltig, wo ich sie verbrachte. Beinahe wäre ich gar nicht hinabgestiegen ins Thal und bei den Mönchen im Kloster Ettal geblieben, auf der Höhe des steilen Berges, — aber nicht wegen der wunderbaren Fernsicht, sondern nur wegen der herrlichen Orgel der Klosterkirche. Sie erinnerte mich in ihrem hellen Klang an die Orgel im Dom. Einer der dienenden Brüder, eine ehrwürdige Erscheinung mit krankem mildem Gesicht, spielte sie so schön. — — Da saß ich denn Tag für Tag im dunkelsten Winkel und ließ die Tonwogen über mich hinbrausen. Sie nahmen mir fast den Athem es war als wollten sie die Steine aus ihren Fugen reißen, als wankte und schwankte die Kuppel, und in diesem Tonmeer versank sogar das Miserere Domine der armen Lucie. — Und jenem ernsten, sanften Orgelspieler erzählte ich denn auch eines

Abends meine Schmerzensgeschichte, — wie es kam weiß ich selber nicht.

Wir saßen am Fenster seiner Zelle und schauten auf das Waldthal, durch das in alten Zeiten die Kaufherren von Augsburg und Venedig hin und herzogen mit ihren kostbaren Schätzen, und allwo gar mancher deutsche und wälsche Maler gewandert. Der Mond ging eben auf und warf seine silbernen Schleier auf die Spitzen der Bäume — von ferne blitzte die Zugspitz wie aus einem Diamanten geschnitten — und der Wetterstein, und der einzige Ton, der von außen zu uns drang, war das Rauschen des Waldbachs in der Tiefe, ruhelos wie das trotzige Menschenherz.

Da mußte ich denn plötzlich von längst vergangenen Dingen reden, von der Heimat im Norden, von der strengen Großmutter und der letzten Krankheit der geliebten Eltern — und wie meine verwaiste Schwester nach dem so rasch aufeinanderfolgenden Tode der beiden Theuren in das Haus der alten Frau zog und ich selber als studiosus juris in die ferne Universitätsstadt abreiste, nach dem letzten Wunsche des Vaters. — Ich erzählte meinem ernsten Zuhörer, wie ich davon geträumt, in kürzester Frist als fertiger Mann und wohlbesoldeter

Staatsbeamter meiner Schwester eine Heimat aufzubauen, um sie auf Händen zu tragen, so lange sie sich irgend tragen lassen wollte.

Sie hing sich beim Abschied so fest um meinen Hals und küßte mich, als wollte sie mich ersticken. „Ich habe nun Niemand mehr zum Liebhaben als dich und — —“ sagte sie schluchzend, „und du gehst ganz fort und Fritz darf nicht zur Großmutter kommen, wie du weißt, wir werden uns nur selten einmal sehen und sprechen. Ach, wie schön war's doch sonst und wie traurig wird es jetzt sein! Es ist nur gut, daß der Garten da ist und ich die Nonnen singen hören kann.“

Noch trug sie die tiefste Trauer um die Verlornen und sie erschien doppelt zart und blaß in dem Schwarz. Die dunklen Augen aber flammten und blitzten, und als ich ihr das lockige Haar aus dem Gesichte strich, da fiel mir ihr kindischer Wunsch ein: „Ich will Nonne werden.“

„Es ist ein Glück, daß ich dich in sichern Händen bei der Großmama weiß“, sagte ich scherzend, um sie zu trösten, „ich fände dich am Ende gar als Nonne wieder.“

Sie lächelte, wie eben nur eine Fünfzehnjährige lächeln kann.

„Wenn du und Fritz mich verlassen würdet, dann thäte ich's sicher," antwortete sie.

„Haben wir's nicht schon gethan, er tritt in's Priesterseminar, „ich gehe in die weite Welt."

„O, ich werde ihn doch sehen und weiß, daß ich ihn nur zu rufen brauche und er käme, — und du schreibst und kommst obendrein, so oft du kannst!"

Es geschah denn auch, wie sie es wollte — und ich schrieb ihr so oft, als ob sie meine Geliebte gewesen wäre, und sie selber berichtete mir ihr Thun und Lassen. Das war freilich so einförmig wie ein grauer Himmel, — einen Tag wie den andern, — aber jeden Sonntag durfte sie Fritzens Mutter besuchen und da sah sie denn auch Fritz. Und dann war der Garten da und der Gesang der Nonnen, — und hin und wieder ein Hineinhuschen in den Dom und dort häufig ein kurzes Begegnen ihres jugendlichen Freundes.

Auch mit ihm stand ich in ziemlich lebhaftem Briefwechsel, und als in dem nächstfolgenden Sommer Lucie mit der Großmutter ein Seebad besuchte, gaben wir alle uns dort ein Rendezvous und ich staunte fast über die Schönheit meines Jugendgespielen. Ich fand ihn sehr verändert,

groß und kräftig, und aus dem Engelsgesichte des Knaben war der herrliche Johanneskopf Rafaels geworden. Leise Schatten der Schwermuth lagerten sich um die großen sinnenden Augen, das blonde Haar hatte sich in ein lichtes Braun verwandelt. Sein Wesen war zurückhaltend, besonders Lucien gegenüber. Mit mir schien er jedes Aussprechen vermeiden zu wollen und als ich ihn einmal fast gewaltsam mit mir fortzog, um ihn hastig zu fragen: „Sprich, sage mir, ob du glücklich zu bleiben hoffst in deinem Berufe?“ — da sah ich ihn bis in die Lippen tödtlich erblassen und statt aller Antwort murmelte er: „Still um aller Heiligen willen, ich habe der Mutter mein Wort gegeben Priester zu werden und sie versprach es dem sterbenden Vater.“

„Aber das würde doch Alles nicht gelten, wenn du elend wärst und einen andern Weg gehen möchtest?“

„Wer sagt dir, daß ich das jemals wünschen könnte?“ fragte er finster.

„Niemand, lieber Junge — Nur sind deine Augen so anders geworden.“

„Meine Augen! Soll ich noch wie jener milde, sorglose Junge aus unserer Kinderzeit aussehen?

Kann mann denn noch besonders fröhlich blicken, wenn man lernt, daß wir geboren wurden, um zu entsagen?"

„Ich denke nicht so über mein künftiges Leben."

„So wirst du es eben späterhin lernen. Du wirst gezwungen aufgeben, was ich freiwillig aufgab, — das ist der ganze Unterschied, denn das Leben oder — Gott — nenne es, wie du willst — nimmt dir ein Glück nach dem andern, bis du eben so wenig oder eben so viel hast als ich."

„Nein Fritz — doch mehr — denn ich hätte es eine Zeitlang gehabt."

„Man verliert aber nichts an Dingen, die man nie gekannt, — ich werde eben nichts von jenem sogenannten Glück kennen lernen und entbehre es also auch nicht."

„Aber die Liebe, — das Leben für die Seinen, — welch' ein Entschluß, dieses Licht freiwillig auszulöschen!"

Wieder zog jene tödtliche Bläße über sein Gesicht.

„Ich darf die ganze Menschheit lieben und ihr Alle gehört zu den Meinen," antwortete er endlich, „wie weit öffnet sich doch das Herz bei

diesem Gedanken. Und nun laß uns nicht mehr darüber reden — — du quälst mich" — bat er.

Lucie war voll ausgelassenster Fröhlichkeit in jenen Wochen.

Sie hatte völlige Freiheit, die Großmutter brachte ihre Zeit mit einer alten Freundin und Begleiterin in dem kleinen Garten hinter dem Hause zu und überließ mir die Sorge für die Schwester, — zeigte sich sogar auch Fritz viel geneigter als sonst, und so unternahmen wir die köstlichsten Ausflüge zu Dreien.

Der Anblick der See hatte sie überhaupt mächtig erregt und entzückt. — Nie werde ich vergessen, wie wunderbar schön sie aussah, als sie am Morgen nach der Ankunft neben uns auf den Dünen stand, und auf dies wallende, wogende in Gluthen getauchte Stück Ewigkeit schaute.

Spät Abends waren wir angekommen und da hatte sie denn versprechen müssen, sich von uns hinausführen zu lassen mit verbundenen Augen.

Unter Lachen und Scherzen kletterten wir auf den Hügel. Und dann wurden wir alle so still — — Thräne auf Thräne fiel auf Luciens gefaltete Hände. „O, es ist noch feierlicher als im Dom," sagte sie endlich ganz leise. „Wie gut ist

Gott und wie glücklich kann man ſein auf ſeiner Erde.“

Und es lag ein Schimmer von jenem künftigen großen Glück, das alle leidenſchaftlichen Seelen träumen, in ihrem reizenden Geſicht und die Augen blickten wie verklärt in die ſonnige Zukunft.

Und unwillkürlich glitt mein Blick von ihr zu unſerem gemeinſamen Freunde und ich erſchrak vor dem Ausdruck qualvollſter Unruhe und Pein in ſeinen Zügen. Aber er zog vorüber wie ein Wolkenſchatten und mit einem ſanften Lächeln antwortete er: „Wir wollen wenigſtens, ſo lange wir hier zuſammen ſein dürfen, glücklich ſein!“

Neckiſch und heiter war Lucie gegen ihn. — Das „Du“ kam aber doch ſo warm und innig von ihren Lippen, und war er nicht da, ſo fragte ſie ſofort faſt ängſtlich nach ihm. — Und er wiederum ließ ſie nicht aus den Augen, watete durchs tiefſte Waſſer in alter Knabenkühnheit, um ihr irgend eine ſeltene Muſchel zu holen, oder ſie auf einen vorſpringenden Felſen zu tragen, bewachte ſie auf Schritt und Tritt. „Sie iſt zur Nixe geboren,“ klagte er einmal lachend, „ſie wagt ſoviel, daß ich mir trotz meiner angeborenen Keckheit vor-

komme, wie eine Henne, die ein von ihr ausgebrütetes Entchen in den Teich sich stürzen sieht.“

Und eines Tages hatten wir uns weit von dem kleinen Fischerdorf entfernt, als ein Gewitter heraufzog mit rasender Schnelligkeit. Zurückgehen war eine Unmöglichkeit. — Wir suchten uns also eine geschützte Stelle am Fuß eines überspringenden Felsgerölls und beschlossen zum Jubel Luciens das Wetter dort abzuwarten und mit Hülfe allerlei Tücher eine Art Windschirm herzurichten.

Kaum waren wir nothdürftig eingerichtet, als auch schon der erste Donnerschlag die Luft durchzitterte und die Wogen hoch aufwallten, wie zur trotzigen Antwort.

Und nun begann der Wetterkampf, — großartig erschütternder, als Menschenworte ihn zu malen vermöchten. Das Meer redete seine mächtige Sprache, den Donner übertäubend, Blitz auf Blitz zuckte nieder. — Es war als ob zwei wilde Herzen in der Verzweiflung eines ewigen Abschieds in leidenschaftlichem Weh einander zu überreden suchten, nachzugeben.

Wer konnte aber bei diesem Ringen wohl nachgeben, wer sich als der Schwächere bekennen? — Fast schwarz erschienen die Wellen, unheimlich

leuchteten die weißen Schaumkronen. Wie Friedensboten flogen die Möven hin und wieder. Und tief und immer tiefer ins Land hinein stürzten sich die Wellen, wie Rettung suchend, und angstvoll aufzuckend zog Lucie ihre kleinen Füße zurück. „Komm her zu mir, Kind," sagte ich leise und faßte sie in meine Arme. Scherz und Lachen waren längst verstummt, ich sah und fühlte, wie sie leise zitterte.

„Es war Tollheit hier zu bleiben," sagte Fritz plötzlich zürnend. „Wir hätten aufbrechen sollen um jeden Preis!"

„Dann hätte uns der Blitz ohne allen Zweifel erschlagen," sagte ich.

„Was wäre daran gelegen gewesen wenn wir alle Drei zusammen starben!" antwortete er mit einem Ausdruck von Wildheit, der mich entsetzte.

Kaum eine Minute nachher fiel ein Blitzstrahl nieder — — es war eine fallende, erstickende, blendende Flamme — eine sengende Riesenhand legte sich auf meine Augen, meine Brust, ein erstickender Qualm benahm mir den Athem — ich verlor das Bewußtsein.

Als ich die Augen aufschlug, fiel mein erster Blick auf Lucie, die halb ohnmächtig an der Brust Fritzens lag.

Ihre Arme waren um seinen Nacken geschlungen, ihre schlanken Finger krampfhaft ineinander geflochten. Er hielt die zarte Gestalt fest an sich gedrückt und seine Augen hingen an ihr mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Qual und Glück, und dennoch sah er aus wie ein auferstandener Todter.

Der Donner und Blitz waren nur noch schwach, auch das Wellenrauschen klang nicht mehr so überwältigend. Die Wolken hatten sich getheilt, ein mattes Blau schimmerte zwischen ihnen hervor wie verweinte Augen.

„Was ist geschehen?“ rief ich angstvoll und versuchte mich zu erheben.

„Sie ist nur erschrocken,“ antwortete Fritz mit seltsam veränderter Stimme, „der Blitz hatte dich und mich niedergeworfen, und sie scheint geglaubt zu haben, daß er uns getödtet!“

„Nur dich — — an mich hat sie nicht gedacht“ — schwebte es auf meinen Lippen — — aber ich schwieg. — Mit Mühe richtete ich mich auf, um

zu den Beiden hinzuschwanken. In denselben Moment löste Lucie ihre Arme von Fritzens Nacken.

Sie hob den Kopf, athmete tief auf und ein heißes Erröthen flog über ihr Gesicht.

„O mein Gott — — es war so schön — — wir waren Alle im Himmel!“ sagte sie leise.

Ich bot ihr schweigend den Arm und wir brachen auf. — Fritz ging voraus — er sah kein einziges Mal zurück, verschwand am Eingange des Dorfes und wir sahen ihn an diesem Tage nicht wieder.

Seit jenem Vorfall, über den keiner von uns ein Wort verlor, waren wir nicht mehr so fröhlich wie früher. Eine gewisse Befangenheit lag auf uns Allen.

Lucie blieb mehr bei der Großmutter, Fritz gab vor arbeiten zu müssen und war halbe Tage lang unsichtbar, sprach auch von seiner baldigen Abreise.

Eine unbestimmte Angst legte sich wie ein Alp auf meine Brust. — Hatte sich da plötzlich eine verhängnißvolle Neigung entfaltet? Durfte ich es dulden, daß meine Schwester, mein Liebling, in der Gefahr weiter lebte, ihr Herz an einen Mann zu verlieren, der niemals ihr eigen werden konnte?

— Wie sollte das enden? — Sollte ich der Großmutter eine Warnung zuflüstern — sollte ich mit Lucie oder Fritz selber darüber reden?! Und doch wieder, hieße es nicht einen schlummernden Funken zur Flamme anfachen durch ein vielleicht voreiliges Wort? Sah ich überhaupt nicht zu viel? Was ich für ein Zeichen erwachender Leidenschaft gehalten hatte, war es vielleicht nur die Ueberraschung des Naturereignisses gewesen?! — — Und was sollte ich Fritz sagen — — was hatte er gethan, um irgend welchen Vorwurf zu verdienen? — — Hin und her grübelte ich unaufhörlich, um dennoch zuletzt zu schweigen.

Wir trennten uns dann endlich — Fritz reiste früher ab und nahm in meiner Gegenwart Abschied von Lucien.

Sie waren beide blaß und redeten kaum miteinander, fest faßten sich die beiden Hände — und zitternd klang das Wort auf Wiedersehn herüber und hinüber. Später wechselten wir nach wie vor Briefe, und ich freute mich, daß Fritzens Name immer seltener genannt wurde von Lucie, und endlich nur noch, wenn ich direct nach ihm fragte. Sein künftiger Beruf nahm ihn immer mehr gefangen, meine Schwester sah ihn offenbar immer seltener.

So ging die Zeit hin. Ich war fleißig immer in den Gedanken an meine kleine Schwester und unseres künftiges Zusammenleben. Lucie nahm regelmäßig Unterricht in Sprachen und Musik und schien eifrige Studien zu treiben. Zuerst entwarf sie freilich eine schmerzhafte Beschreibung— ganz in ihrer alten neckischen Weise von ihrem ältlichen enthusiastischen Musikmeister, dem Organisten der protestantischen Kirche, und dem verlegenen aber grundgescheidten Sprachprofessor, aber bald schien sie sich mit beiden befreundet zu haben. Dennoch schrie ich laut auf vor Staunen und Schrecken, als mich eines Tages ein Briefblatt meiner Schwester erreichte, das nur folgende mit unsicherer Hand geschriebene Worte enthielt:

„Liebster Bruder! Seit einer Stunde bin ich die Braut des Professors Walter. Er ist ein braver Mann, der gut zu mir sein wird. — Wir werden sofort nach der Hochzeit, die in einem Monat sein soll, auf ein Jahr nach Italien gehen, er wird von der Regierung zur Prüfung alter Manuscripte, die man irgendwo aufgefunden, dorthin geschickt. — Die Hochzeit soll ganz still sein, nnd dich werden wir auf der Reise besuchen, und dann erzähle ich dir Alles. — Frage jetzt nichts

— ich bitte dich! Die Großmutter ist sehr zufrieden mit meiner Verlobung. Walter wird dir schreiben. Bete für deine Lucie."

Ein etwas steifer, aber ausführlicher Brief meines Schwagers lag bei, der davon redete, wie er „die Kleine" beim ersten Blick geliebt, aber wie ihm Erfüllung seiner höchsten Erdenwünsche in seinem Alter doch wie ein neckischer Traum erscheine, aus dem er jählings zu erwachen fürchte.

„Ich will sie auf Händen tragen," schloß er, „ihre kleinen Füße sollen an keinen Stein stoßen."

Am liebsten wäre ich gleich hingereist, um meine Schwester als Braut zu begrüßen, und es war auch etwas in ihrem Briefe, das mich ängstigte, aber ich saß tief in den Examenarbeiten und konnte keine Stunde fort. Ich schrieb nun einen langen Brief in der ersten Erregung an Lucie, ein seltsames Gemisch von brüderlicher Zärtlichkeit und väterlicher Weisheit, worin ich ihr sehr ernst zuredete und sie ermahnte, mit ihrem Herzen aufrichtig zu Rathe zu gehen, und in der Laune eines Augenblickes nicht ihr eigenes und das Glück eines braven Mannes aufs Spiel zu setzen.

Auch an Fritz schrieb ich und bat ihn, der Kleinen einmal ins Gewissen zu reden und mir

dann ein getreues Bild der Verlobten zu entwerfen. — — Es kam keine Antwort als — — die entsetzliche Katastrophe.

Wie sich alles zutrug, das erfuhr ich erst später — nach und nach — und in der Hauptsache von Lucie selber in jener lichten Stunde, die ihrem Tode vorausging.

Eine verhängnißvolle Leidenschaft, wie sie zum Glück selten auf dieser Erde entsteht, hatte hier von zwei glühenden Herzen Besitz genommen. — Erschütternde Scenen zwischen Fritz und seiner Mutter gingen dem Schluß des Drama's voraus. — Der Sohn flehte auf seinen Knien ihn frei zu geben und ihm zu erlauben einen anderen Beruf zu wählen. Was ihn zu dieser verzweifelten Bitte trieb, wußte nur Eine, — meine arme kleine Lucie.

Sie sah, wie die alte Frau in diesen Kämpfen litt, die sie ihr anvertraute, wie sie rang, weinte, betete und doch im Gedanken an das einem Sterbenden gegebene Gelübde unerbittlich blieb. Und sie sah die Verzweiflung des Geliebten — und wer ergründet das Frauenherz, in dem falschen Wahn, ihm das Riesenopfer zu erleichtern und seinen Kampf zu kürzen, brachte sie ein noch größeres

und errichtete eine Mauer zwiſchen ſich und ihm durch ihre Verlobung. — Armes, armes Kind!

Anfangs ſchien denn auch dieſer furchtbare Schritt den gewünſchten Erfolg zu haben, Fritz fügte ſich ſcheinbar, die entſetzlichen Scenen zwiſchen ihm und ſeiner Mutter wiederholten ſich nicht. Er betrat ihr Haus nur noch ſelten auf wenige Momente und Lucie ſah ihn nicht anders mehr, als im Vorübergehen. — Der heimliche Rieſenkampf begann. — Wer zuerſt erlag von den Beiden? wer konnte es ſagen. — Lucie ſelber kam von Tag zu Tag mehr zu dem Bewußtſein der Unmöglichkeit, das von ihr unternommene Opfer zu vollbringen. Sie ſchwand dahin wie ein Schatten, ihr ganzes Weſen war fieberhaft erregt. — Fritz ſelber erſchien allen wie ein Nachtwandler, er ging umher wie von ſchweren Träumen befangen und lag ſtundenlang auf den Knieen im Gebet.

Der würdige alte Prieſter, Fritzens Oheim, hatte heimlich lange Beſprechungen mit der Mutter, der Zuſtand ſeines jungen Zöglings ängſtigte ihn, aber alles Zureden erwies ſich als vergebens. — Man ſagt, daß Frauen an einem einmal gefaßten Plan viel zäher feſthalten als Männer, und je mehr man ihnen zuredet, um ſo hartnäckiger das

erfassen, was man ihnen nehmen will. — Die Furcht, das dem Todten einst gegebene Wort zu brechen, die Vorstellung, durch den Sohn zu sühnen, was der Vater gesündigt, die Vorstellung, ihn zugleich geehrt und geschützt vor allen Gefahren der Welt zu sehen, gaben ihr eine Widerstandsfähigkeit, die sie blind machte gegen die Verwandlung im Aussehen und Wesen ihres einzigen Sohnes und taub gegen alle Bitten und Mahnungen. Von einer andern als geschwisterlichen Neigung zwischen Lucie und Fritz hatte sie keine Ahnung und deshalb marterte sie die Arme fortwährend mit Klagen und Fragen über die Sinnesänderung ihres Sohnes. — So war denn die Osterwoche herangekommen, die Passionszeit für die ganze Welt und eine doppelte Leidenszeit für die beiden Liebenden.

Am ersten Ostertage sollte Fritz die ersten Weihen erhalten und auf den zweiten Festtag war Luciens Hochzeit festgesetzt. — Wie alljährlich hatte meine arme Schwester, der alten Kindergewohnheit treu, im Dom die Vorbereitungen zu der ersten Ausschmückung angesehen und am Charfreitag kniete sie in der Dämmerung am heiligen Grabe und weinte sich aus, — — und beim Herausgehen

trat ihr Fritz entgegen und einen Augenblick bei ihr stehen bleibend flüsterte er ihr zu: „Erwarte mich morgen nach Sonnenuntergang zum Abschied im Garten, in dem alten Sommerhause.“

Sie sah ihn an, er war blaß wie eine Leiche — sie nickte mechanisch und wiederholte: „Zum Abschied!“ — —

Die Nacht verging unter dem heftigsten Kampf, wie Lucie später gestand, der folgende Tag wie im Traume, und als der letzte Sonnenstrahl verschwand, da griff sie mit zitternder Hand nach dem verhüllenden Tuche und eilte hinaus — die ganze Seele erfüllt von dem Gedanken, ihn noch einmal allein zu sehen und zu sprechen — — von ihm zu scheiden in Frieden! — Ach in Frieden! Das Herz klopfte ja so wild und ihr ganzes Wesen strebte dem Geliebten entgegen in glühendstem Verlangen. Vergessen war Alles, was trennend zwischen ihnen lag — nur ihn sehen — zu ihm reden, ihn reden hören! Der Frühling leuchtete damals schon in voller Pracht, die Obstbäume blühten, Primeln und Narcissen standen an allen Wegen und grüßten die Vorübergehenden mit lenztrunkenen Augen. Das alte unbenutzte Sommerhaus war umsponnen von Osterluzei, wie ein

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

zartes grünes Netz hing es an dem goldenen Laubenwerk. — Im Gebüsch sang schon die erste Nachtigall, und drüben im Kloster stimmten die Nonnen ihr Miserere Domine an. — Als Luciens zitternde Hand die Thür aufdrückte, trat die hohe Gestalt des Geliebten ihr schon entgegen. Und wie es kam — sie wußte es nicht — — sie lag in seinen Armen wie damals, als der Blitzstrahl vor uns niederschlug, sie umschlang ihn in Seligkeit und Verzweiflung und fühlte seine brennenden Lippen auf ihrem Munde.

Was nun zwischen ihnen in dem grenzenlosen Weh des Scheidens gesprochen wurde — wie sie Beide gekämpft und gerungen, und wann sie sich getrennt — weiß Niemand. Der alte Gärtner fand meine arme Schwester bewußtlos hingestreckt am Eingange des Hauses. Man brachte sie zu Bette, die Großmutter, heftig erschrocken, schalt auf den Nachtthau und den Unsinn der abendlichen Gartenspaziergänge.

In der darauffolgenden Nacht schrieb Lucie an ihren Verlobten: „Laß mich frei, ich bin deiner nicht mehr würdig. Eine Liebe, die in mir lebt, so lange ich denken kann, die ich mit aller Macht ersticken wollte in meinem Herzen, hat endlich über

mir ihre Flammen zusammengeschlagen. Ich habe den Geliebten wiedergesehen und fühle nun, daß ich ihm, nur ihm gehöre für alle Ewigkeit und keines Andern werden und sein kann. Er oder der Tod! — Verzeihe mir, vergeßt mich Alle, das ist meine letzte Bitte — mein letzter Wunsch!"

Am nächsten Morgen lag sie im furchtbarsten Fieber völlig bewußtlos. In ihren wilden Phantasien nannte sie Fritzens Namen und beschwor ihn in den rührendsten Tönen auf sie zu warten — — sie werde kommen. Sie machte verzweifelte Versuche aufzustehen: Ich muß fort — — zu ihm! Er wartet ja auf mich!" schrie sie wie in Todesangst auf.

Die Großmutter saß, ein Bild versteinerten Zornes, an dem Bette der Armen, sie übernahm ganz allein Luciens Pflege, nur mit Hülfe einer alten tauben Dienerin, daß Niemand die Schande ihrer Enkelin erfahre. — Wie oft zögerte ihre Hand, ihr die Medicin zu reichen — — ich hätte sie damals ohne Thränen sterben sehen können," sagte sie später.

Das Gerücht von dem Verschwinden Fritz's drang nicht in die stille Krankenstube — — aber später die Nachricht, daß man ihn irgendwo er-

schossen wiedergefunden. — — Hätte er an ihr gezweifelt, als sie nicht kam, um mit ihm zu fliehen und hin und her zu wandern „ohne Glück noch Stern bis zum Verderben und Sterben"! — Wer könnte es sagen? „Er wollte nicht Priester werden — — sie wollten ihn zwingen, da entfloh er ihnen;" flüsterten sich die Leute in's Ohr. — „Er hatte ein Herz — — die ewige Barmherzigkeit wird ihm verzeihen," sagte der alte ehrwürdige Priester, Fritz's Oheim. — Die Mutter Fritz's überlebte den Schlag seines Verlustes nicht lange. Heimliche Reue und tiefer Schmerz brachen ihr Herz und Leben.

Luciens Jugend überwand zwar die schwere Krankheit, aber sie überlebte den Geliebten nur körperlich, ihr Geist war und blieb umnachtet. — Zum Glück waren es heitere Phantasien, in denen sie sich erging — sie erwartete ihn im Pavillon des Gartens — und leise sang sie immer das Miserere Domine der Nonnen, das damals erklungen war, an jenem heiligen Abend vor dem Osterfest.

Sie lebte dahin wie in einem Kloster, sah keine Menschen, erkannte Niemanden, auch mich nicht, und ihr einziger Weg war der Abendspaziergang

zum Pavillon — und kein Wetter und keine Jahreszeit vermochte sie davon abzuhalten. Sie fühlte die Stunde und es war unmöglich sie zu täuschen oder an ihrem Wege zu hindern. — Jede andere Erinnerung war in ihr ausgelöscht, nur sein Bild und sein Name und die Melodie der Nonnen lebte fort in ihrer verschleierten Seele. — Erst in der Stunde vor ihrem Tode zerriß eine mächtige Hand den dunklen Vorhang und die Besinnung kehrte zurück — aber zugleich die glühendste Sehnsucht nach dem Verschwundenen. Sie beichtete mir Alles: sie hatte ihm gelobt mit ihm zu fliehen — er wollte sie in dem nächsten Walddorfe erwarten — arme Kinder! — Nun durfte sie endlich zu ihrem Geliebten gehen, am heiligen Abend vorm Osterfest, wohl um dieselbe Stunde, die sie damals zum letzten Male in seine Arme getrieben. Und als wir sie begruben, da trieb es mich in die Berge — fort, weit fort von jener alten starren Frau, die am Sarge Luciens das Wort sprach: „Ich danke Gott, daß er uns diese Bürde abgenommen! Sie hat nur Kummer und Schande über uns gebracht. — Und ich will dies Haus ferner nicht mehr bewohnen, ich kann jene Kirchenfenster nicht mehr sehen und jenen Gesang nicht mehr

hören — sie machen mich noch härter und bitterer, als die Todte mich gemacht!“

Das Alles erzählte ich dem stillen frommen Orgelspieler im Kloster von Ettal und erleichterten Herzens wanderte ich weiter nach Oberammergau.

„Das größte Leiden des Sohnes der Maria läßt euch alle anderen klein erscheinen,“ sagte der Pater Ambrosius zu mir beim Scheiden, „ihr werdet getröstet wieder heimziehen!“

Ob er Recht haben würde?! — so fragte ich mich am Tage meiner Ankunft dort. — Die spielenden Kinder mit den aufgewickelten Haaren mahnten mich an die Engel daheim im Dom in der Osterzeit. Im Flunzer'schen Hause schaltete und waltete Marie mit festeingeflochtenen Zöpfchen in Küche und Keller, und Magdalena mit dem schönen Haar glättete ihr Festkleid und fütterte nach wie vor die Kühe.

In allen Stuben fremdartige Gewänder, Waffen und morgenländische Geräthe, — das Theater selbst mit seinem bretterverschlagenen Zuschauerraum und seiner offenen Bühne schaute mich fremd und doch so vertraut an. Hie und da wurde noch gehämmert wie einst im Dom bei der Aufstellung des heiligen Grabes.

Der Darsteller des Christus mit seinem sanften edlen Gesicht in seinem kurzen Wams wanderte Arm in Arm mit Pilatus auf und ab, der seine kurze Pfeife rauchte.

Und wie einst in der Kinderzeit standen die Gedanken des Zweifels auf und zuckten wie Irrlichter hin und her: Wie kann und wird denn das Alles stimmen und aussehen?

Welche Gestalt kann es annehmen morgen? Wird jener wunderbare Schauer aus jenen Tagen, der uns mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Knie drückte vor jenem heiligen Grabe, das wir doch selber mit aufbauen, schieben und zurechtrücken halfen, — auch hier unser Herz erfassen, das seitdem so kalt und müde geworden war?!

Und wird uns jene bunte Menge, die hier aus allen Ländern der Welt zusammenströmte, schwatzte, lachte, cokettirte, nicht stören und vertreiben? — Ich erschrak über den Menschenstrom, in den ich wider Willen hineingerathen war, und sehnte mich nach der süßen Stille des Ettaler Klosters zurück.

Und doch — wo sind wir wohl einsamer als im Gewühl, wo eben „ein Jeder lebt, ein Jeder liebt" — und uns eben deshalb ungestört „unserer

Pein“ überläßt. Niemand kümmerte sich um mich.

Und noch am nächsten Morgen vor der Vorstellung, als sich Alles in den buntesten Costümen zu den Plätzen drängte, lärmte, schalt, einander zurief und begrüßte, unterhandelte, Neuigkeiten austauschte und Phrasen aller Art, überwältigte mich fast das Verlangen zu entfliehen.

Zum Glück war ich fest eingekeilt in der Mitte einer Reihe, ein Entrinnen war nicht ohne heftigen Kampf und das größte Aufsehn möglich, und so blieb ich denn. — Und ich hätte mir selber dafür später auf den Knieen danken mögen.

Ja ich halte es für eine Gottesgnade, für ein heiliges Geschenk auf Lebenszeit, daß ich dies „Spiel“ sehen durfte mit seinen frommen Wundern, und Gott segne die schlichten Menschen, die es vor all' diesen Augen aufführten. — Nicht nur den alten heiligen Kinderglauben brachten sie mir zurück, nein, auch den Glauben an die Menschen.

Da saßen sie alle durcheinandergewürfelt, von den verschiedensten Beweggründen hergetrieben, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Vertreter aller Stände und Confessionen, Gerechte und Ungerechte, das erhabenste Wunder der Welt und

fiel in alle Herzen, wie ein urewiger Sonnenschein und ließ jedes Samenkörnchen einer edlen Empfindung, einer guten Regung zur Blume werden. Augen, die längst das Weinen verlernt, schimmerten feucht, — über harte Männergesichter lief das Zucken tiefster Bewegung, Frauen zerflossen in Thränen, Glückliche falteten die Hände und wandten sich von dem Paradiesesgarten der Erde dem Himmel zu. Trauernde schauten getröstet darein.

Wie im Traum saß ich da, nicht Sonnenglut, nicht Regenschauer berührten mich, es war, als sei ich dem Irdischen entrückt für ungezählte Zeiten. Und die heilige Tragik dieses wirklichen Leidens und Sterbens, daß sich da vor unseren Augen vollzieht, und das bis zur Stunde sich doch nur in den Bildern unserer frommen Meister uns darstellte, ist so überwältigend, daß uns eben nichts zu stören, und aus unserer Extase zu reißen vermag, selbst nicht die aufgespannten Regenschirme, unter deren Schutz die Spielenden auf der Bühne eine Zeitlang herzuschreiten sich gezwungen sahen.

Und Pater Ambrosius hatte Recht gehabt, sie fielen zu Boden die Ketten des Leides, die sich um mein Herz geschlungen, mein Weh erschien mir flüchtig und gering und das Trostwort klang mir

in's Ohr: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig seid und beladen, ich will euch erquicken".

Und vor der Kreuzabnahme des Passionsspiels im Oberammergau, vor diesem erhabensten Moment der ganzen Vorstellung — — da gedachte ich zum ersten Mal meiner Todten mit lindernden Thränen und der Sonnenschein fiel in den Garten meiner Kindzeit und auf die Gestalten der Schwester und des Freundes — — ich hörte die hellen Glocken läuten — Alles war wieder Licht und Hoffnung und wir pflückten im Geiste Veilchen und Osterluzei und setzten sie auf das heilige Grab. — Frühling — Auferstehen!

XV.

Unser Nixchen.

Motto;

„Fahre zu — ich mag nicht fragen
Wo die Fahrt zu Ende geht.“

Wir Kinder bildeten uns ein, den schönsten Garten der Welt zu haben. Groß genug war er wenigstens, zu einem ehemaligen Kloster gehörig, voll mächtiger Bäume und zugewachsener Bogengänge, und hart am Flusse belegen. — Freilich war längst des Flusses eine Mauer aufgeführt und das kleine Pförtchen, das früher die Mönche benutzt haben mochten, wurde nie mehr aufgeschlossen, aber wir Knaben hatten längst unsern „Uebergang“, herausgefunden eine mit Brombeeren überwucherte zerfallene Stelle, über die wir hinüberkletterten. Einen alten Kahn hatte der Vater auf unser Bitten denn auch von einem der Fischer, die etwa eine Viertelstunde flußaufwärts wohnten,

erſtanden und ſoweit war Alles in Ordnung und das Baden im Fluſſe und die Kahnfahrten unſere höchſte Luſt. Man hatte uns auch nur verboten abwärts zu fahren — ſonſt ließ der Vater uns ziemlich ungeſtört in den Freiſtunden unſer Weſen treiben. Die Mutter lebte nicht mehr und unſere alte Tante kümmerte ſich im Grunde wenig um uns. Zur Aufſicht war uns unſer Vetter Guſtav beigegeben, den ſeine Verwandten, ſeine Eltern waren ihm längſt geſtorben, zum Oekonomen beſtimmt hatten und der bei meinem Vater gewiſſermaßen ſeine erſte Lehrzeit beſtand. — Wir betrachteten ihn mit einer Miſchung von Mitleiden und Bewunderung, denn die Tante hatte uns erzählt, daß er lieber hätte ſtudiren wollen und wir fanden ihn auch immer mit irgend einem Buch in der Hand. — Er war groß und ſchlank, hatte feine Hände, ein blaſſes Geſicht, dunkle melancholiſche Augen und ein ſchwarzes ſchlichtes Haar, das er immer mit einer eigenthümlichen Bewegung des Kopfes zurückwarf, wenn es ihm in die Stirn fiel. Und es fiel ihm oft in die Stirn, denn er hielt ſich meiſtens etwas vorgebeugt. Zu unſerer Freude liebte er die Kahnfahrten über Alles und ließ ſich von uns ſtundenlang rudern. Er lag

dann ausgestreckt auf der Bank und las, — sprach selten mit uns — aber wenn sein Blick zu uns hinüber streifte, lag ein Ausdruck dankbarer Heiterkeit darin, der uns stolz machte. — Er selber legte nie mit Hand an, den Kahn von der Stelle zu bringen. Ueberhaupt nannten wir ihn immer den Prinzen, — auch die Leute gebrauchten den Namen. Nicht daß er irgend welche Arbeit, die ihm aufgetragen, nicht hätte ausführen wollen, oder irgend wie seine Hände schonte, — im Gegentheil er war fleißig und griff zu, aber freilich in einer so eigenthümlich vornehmen Art, daß es aussah, als müsse sich jeden Augenblick sein schlichter Rock auseinanderschlagen und auf der Brust ein Stern erscheinen.

Unser Hauslehrer, ein schüchterner aber hochgelehrter Candidat der Theologie stellte ihn uns faulen Jungen in jeder Hinsicht zum Muster auf und allerdings imponirte es uns nicht wenig, Jemand nach gethaner Arbeit noch freiwillig sich in wissenschaftliche Bücher vertiefen zu sehen. Selbst unser Gelehrter schien in den Freistunden ein kleines Geplauder mit der Französin, die unsere Tante zuweilen besuchte, allen Büchern der Welt vorzuziehen.

Mademoiselle Valerie war die Gouvernante des kleinen Schloßfräuleins der benachbarten Villa.

Mit den Bewohnern der Villa hatten wir wenig oder gar keinen Verkehr. Die Tante setzte immer eine gewisse feierliche Miene auf, wenn von der Gräfin gesprochen wurde. Sie war zwar noch immer eine schöne Frau, aber etwas Ruheloses, Unheimliches lag in ihren schwarzen Augen und in ihrem ganzen Wesen. — Graf Waldemar war ihr zweiter Mann. Man erzählte sich, daß sie vor ihrer ersten Ehe mit ihm verlobt gewesen sei, aber sich von ihm trennen mußte, da der arme Lieutenant für die reiche Erbin als keine passende Parthie erachtet wurde. Die Ehe mit einem reichen Vetter fiel höchst unglücklich aus, und kein Kind trat als versöhnendes Element zwischen die Getrennten. — An einem See des Baierschen Hochlandes sahen sich Graf Waldemar und seine ehemalige Braut zuerst wieder und die unter der Asche eines freudlosen Lebens begrabenen Flammen schlugen wieder empor. — — Das Paar hatte wohl seine gegenseitigen Empfindungen allzu lebhaft verrathen — — die Eifersucht des Gatten erwachte, die heftigsten Scenen zwischen Mann und Frau spielten sich in den vier Wänden ab — —

sofortige Abreise wurde von dem Baron Erich anbefohlen. — Am Abend vorher bei einer in Gesellschaft seiner Frau und des Grafen Waldemar unternommenen Fahrt über den See stürzte der Baron über Bord und ertrank. — — Ein Jahr später heirathete die vielumworbene Wittwe den Grafen und kaufte sich in unserer Nähe an. — Man erzählte sich, daß der Graf, als er den Kauf abschloß, seiner Gemahlin das Vorhandensein eines Flusses verhehlte. Die Gräfin zeigte nämlich eine fast krankhafte Abneigung vor dem Wasser und als die kleine Blanche geboren war, durfte das Kind nie in die Nähe des Flusses gebracht werden. — Die Tante erzählte das in unserer Gegenwart einmal flüchtig einer Bekannten, und wir lachten über die Wasserscheu.

An die südliche Mauer unseres Gartens stieß der letzte Pavillon des Herrenhauses, seine Fenster mit den bunten Glasscheiben schauten zu uns herein. Das stattliche neue Schloß selber lag etwa zehn Minuten entfernt, und war von Blumenterrassen, zierlichen Gebüschen, Rasenplätzen, Baumgruppen, nach dem Plan eines Residenzgärtners, umgeben.

Ueberall Statuen, Kiosken, Springbrunnen, Ruheplätzchen und Grotten. Wir hatten die Er-

laubniß herüber zu kommen, waren aber nur zweimal scheu und staunend darin herumgegangen — und ließen uns ferner nicht mehr blicken, da die geschnörkelte Herrlichkeit uns langweilte, wir kannten sie bald auswendig. Dagegen schaute das einzige Kind der Schloßherrschaft, Blanche, Tag für Tag mit sehnsüchtigen Augen zu uns herüber aus dem Gartenpavillon, wohin ihre Gouvernante, die hübsche Mademoiselle Valerie, sie immer begleiten mußte. Wir tummelten uns dann auf dem Rasen und auf den Wegen vor ihr herum, führten allerlei Tourniere auf, bekämpften und bekriegten uns und hatten unsere Freude, wenn sie lachte und uns zunickte. Bald nannten wir sie unser Burgfräulein und bauten verschiedene Steinhaufen auf, um zur Höhe ihres Fensters hinanreichen und mit ihr plaudern zu können. Und Gustav war es, der ihr einmal einen Strauß hineinreichte von den großen Vergißmeinnicht, die an dem Flußufer wuchsen. Und da erzählte sie ihm denn, daß sie dort oben aus den bunten Fenstern das Wasser sehen könne und den Kahn und daß sie sich so sehne, einmal zu fahren und daß sie doch nimmermehr hin dürfe, weil ihre Mama sich so ängstige vor dem Wasser und wie ihre alte Amme ihr doch so schöne

Geschichten erzählt habe von dem Palast des Wasserkönigs und von den Nixen, die sie nie vergessen könne. Und einmal kam sie wirklich an einem Sonntag herüber in Begleitung ihrer Gouvernante, die Schloßherrschaft war zum Diner gefahren. Während nun Mademoiselle Valerie mit ihrem freudestrahlenden Verehrer, dessen Arm sie verlangte, auf den gebahnten Wegen auf und nieder ging und Blanche Gustavs Händen dringend empfohlen hatte, durchbrach sie an seiner Seite von uns gefolgt alle Winkel. Wie oft blieb ihr gesticktes weißes Kleid in den Büschen hängen und wie ihre rosenrothe Schürze aussah, als wir wieder bei Mademoiselle angelangt waren, erregte unsern Jubel. Aber das Gesichtchen war wie in Gluth und Glück getaucht, ihre beiden Händchen konnten kaum den Strauß umspannen, den Gustav ihr gepflückt, und sie flüsterte erregt und lächelnd „wir kommen bald wieder!“

Ob Mademoiselle Aehnliches zu ihrem Begleiter gesagt, weiß ich nicht, aber er sah aus, als hätte er eben eine Pfarrstelle bekommen. —

Von der Stelle auf der Mauer, wo wir an den Fluß hinab zu klettern pflegten, konnte sich Blanche gar nicht trennen. Während wir im Kahn

verschiedene Evolutionen ausführten, blieb Gustav bei ihr und zeigte ihr die Stelle, wo der Wasserkönig bei Nacht ans Land stiege, und eine andere wo man die Spitze seines Perlmutterdaches sehen konnte, und den nächtlichen Wassertanzplatz der Nixen, die als Libellen bei Tage umherfliegen dürfen, und sie sah ihn mit ihren großen blauen Augen unverwandt an und war fast athemlos vor Aufmerksamkeit. —

„Ach, wenn ich doch einmal im Kahn fahren dürfte!“ seufzte sie, als wir wieder vor ihr standen.

„Du brauchst es uns nur zu sagen!“ riefen wir. „Nein, nein, das ist's ja eben, ich dürfte Mama gar nicht darum bitten, sie ist gar zu ängstlich mit dem Wasser. Sie weiß auch gar nicht, daß man von eurem Garten an den Fluß kommen kann, sonst hätte sie mich nie herübergelassen.“

„Nun, dir würde das Wasser nichts thun!“ sagte jetzt Gustav, „wer die Wasserblumen so liebt wie du, der ist gefeit. Vor Dingen, von denen uns etwas Schlimmes kommt, fürchten wir uns von früh an, wie jener arme Bursche, der schon als Kind zitterte, wenn er eine Weide sah und den sie erschlugen unter einer Weide, als er ein alter Mann war, — oder jener Unglückliche, der

immer in Krämpfe fiel, wenn er an einem blühenden Flachsfelde vorüber kam, und den man später hängte. — Wir müssen einmal fahren, wenn der Mond scheint, damit du das Schloß des Wasserkönigs siehst!“ —

Sie vergaß sie nicht, diese seine Worte und hat wohl von ihnen geträumt Tag und Nacht, wochenlang und hat sich nach solcher Fahrt gesehnt mit aller Kraft ihres Herzens — — und was brachte ihr die Erfüllung dieses Verlangens?! — — Wie oft, wenn ich später zurückdachte an jene unvergeßliche Episode meiner Kindheit, mußte ich das Hangen und Bangen der kleinen Blanche nach dem Verbotenen, Unerreichbaren, mit der milden Liebessehnsucht gar manchen Herzens vergleichen, deren Erfüllung doch den Tod bringen mußte! —

Mademoiselle Valerie selber erzählte uns später, wie ihr Zögling ihr ganz unheimlich geworden sei durch all die unaufhörlichen Fantasien von dem Wasserkönig und seinem Schloß. Und dabei wurde sie blässer und blässer und nur, wenn Gustav zur bestimmten Stunde den steinernen sogenannten Wartthurm bestieg und ihr den Strauß von Vergißmeinnicht und Schilf hineinreichte, lächelte sie.

Ein Talent Guſtavs, das wir kaum geahnt trat in jener Zeit plötzlich zu Tage — er zeichnete für Blanche eine Anzahl reizender Blättchen, die alle auf ihre geheime Neigung Bezug hatten. — Es wimmelte von Waſſerblumen, Schilf, Libellen, Nixen und der criſtallene Wunderpalaſt tauchte in allen Geſtalten aus den Fluthen empor. — Das Schönſte aber war ein kleines Blatt mit der Unterſchrift „Nixchens erſter Ausflug.“ — — Da ſchaukelte der blumenbekränzte Nachen dahin zwiſchen Schilf und Waſſerroſen, und wir beiden Brüder ſchwammen zu beiden Seiten im fantaſtiſchem Nixencoſtüm. Auf einem Blumenthron aber ſaß Blanche, einen Vergißmeinnichtkranz in den loſe niederfallenden Locken, das ſüße Geſicht mit den großen erwartungsvollen Augen etwas vorgebeugt — Alles mit Mondlicht übergoſſen. Und eben dies kleine Blatt liegt noch vor mir und die feinen Linien ſehen aus, als wären ſie eben erſt gezeichnet — wo ſind ſie alle, die ſie darſtellen — wo iſt die Hand, die ſie zog?!

Blanche's Eltern fingen allmählich an, ſich um das veränderte Ausſehn ihres Kindes zu ängſtigen. Sie ſollte viel ſpazieren fahren, — ſich nicht anſtrengen, zu lernen, — man redete auch mit dem

Ärzte, eine größere Reise nach der Schweiz wurde verabredet. Sie freute sich auch auf die Eisberge, wie sie uns gestand, aber die ganze Reise hätte sie ohne einen Seufzer aufgegeben für eine Fahrt auf dem Flusse.

Kurz vor der Abreise war aber großer Ball im Schlosse und am Nachmittag vorher schon kam Gustav geisterbleich zu uns, um uns hastig zuzuflüstern: „Morgen Abend will Blanche mit uns fahren, wir werden prachtvollen Mondschein haben und müssen den Kahn ausschmücken, wie für eine Königin. — Aber seid still, Niemand darf darum wissen!“ — Ob er sie überredet, oder ob sie selber den Gedanken gehabt — wer konnte es sagen? — Und Niemand erfuhr auch von unsern Plänen, trotz unseres Hin- und Herlaufens und Geflüsters. Wir reinigten unser Fahrzeug, als wartete unserer dafür die reichste Belohnung, von Decken und alten Shwals wurde eine Art Thron errichtet, die Blumenausschmückung übernahm aber Gustav selber. Und wir erstaunten über ihn und erkannten unser eigenes Fahrzeug nicht wieder, so fantastisch und poetisch sah Alles aus. — Was hatte er aus all diesen gewöhnlichen und unscheinbaren Blättern und Blüthen gemacht, wie Wunderpflanzen sahen sie

aus. — „Für unseres Nixchens erste Ausfahrt ist nichts schön genug," sagte er.

Wir Brüder waren ganz toll vor innerer Aufregung und wurden, da wir an diesem Tage einen tollen Streich nach dem andern machten, früher als sonst zu Bett geschickt. — Unser Hauslehrer hatte auch eine Einladung erhalten, der Vater und die Tante gingen ebenfalls auf ein Stündchen zum Zuschauen hinüber zu den Nachbaren. Gustav arbeitete wie sonst, aber bei Tisch sah er so verändert aus, daß die Tante ihn fragte, ob er krank sei.

Natürlich wollte es an jenem Tage durchaus nicht Nacht werden, und die Zeit in unsern Betten erschien uns qualvoll. Endlich hörten wir die Unsrigen fortgehen und wenige Minuten später erschien Gustav. Wir huschten nun aus unserm Gefängniß und liefen nothdürftig genug angezogen zum Flusse. — Gustav war zum Wartthurm gegangen, um Blanche abzuholen. Es dünkte uns eine Ewigkeit, bis er mit ihr kam. — Die Nacht war wunderbar schön. Der Vollmond ging in aller Pracht auf — die Wellen zitterten wie flüssiges Silber. Dann und wann führte ein leiser Wind abgerissene Töne der fernen Ballmusik zu uns. — Da kam denn endlich Blanche in ihrem weißen

Kleide, und blauen Tuch, halb glückselig, halb angstvoll an Gustav sich anschmiegend. Und es war, als ob wirklich eine kleine Nixe vor uns stände, sie sah gar nicht wie ein Menschenkind aus. Zu schön und lieblich war sie, und die zitternde Hast, mit der sie, von Gustav unterstützt, in den Kahn stieg, erschien mir wie die glühende Sehnsucht nach ihrem geliebten und langentbehrten Elemente.

Und so nahmen wir die Ruder zur Hand und die Fahrt begann. Ein leiser Aufschrei des Glücks und wie ein Pfeil schoß der Kahn dahin. Geheimnißvoller Gruß rauschte von den alten Bäumen zu uns nieder. Wie in eine lichtvolle Wunderwelt hineinschauend saß Blanche da, dann und wann nur streifte ein zärtlicher Dankesblick Gustav, der ihr gegenüber saß und mit strahlenden Augen auf sie herabsah. In diesem Augenblick kam sie mir gar nicht mehr wie ein elfjähriges Mädchen vor, sondern viel älter und größer und in der Seele meines jüngeren Bruders mochten wohl ähnliche Gedanken wach geworden sein, denn er rief plötzlich: „Ihr müßt Euch heirathen, Gustav und Blanche, das wäre hübsch, dann wollten wir jeden Tag Kahn fahren und Niemand hätte uns etwas zu verbieten.“

Ein heißes Erglühen flog über Gustavs Gesicht, Blanche aber neigte sich lächelnd zu ihm nieder und sagte: „Paul hat Recht, — wenn du auf mich warten willst, so werde ich gerne deine Braut sein! — Und dann bauen wir uns ein Schloß, wie das des Wasserkönigs.“ — Er nickte mit einem seltsamen Ausdruck und sah sie lange an. Nie werde ich den Blick der großen dunklen Augen vergessen. —

Anfangs wollte Blanche bei jeder Wasserblume still halten und dazwischen erzählte sie die Geschichten ihrer alten Amme, die so verlockend klangen, daß selbst wir ungläubigen Buben ganz andächtig zuhörten und uns damit begnügten mit den Ellenbogen nach beendigter Geschichte einander zu stoßen und zu flüstern: „es ist nicht wahr, aber hübsch ist's doch!“ —

Wie lange Zeit vergangen war bei dem Hin- und Herrudern, wir wußten es nicht, wir schaukelten, wagten auch einige halsbrechende Tritonen-Kunststückchen, über welche Blanche so hell auflachte, daß Gustav ihr erschreckt die Hand auf den lieblichen Mund legte. Immer wieder schlugen die Tanzweisen zu uns her, bald schwächer, bald stärker

und dazwischen sangen die Nachtigallen und die ganze Luft duftete wie Rosen.

Endlich auf dem Rückwege schon — an irgend einer schönen Nymphäa — hielten wir still — es war unweit unserer Landungsstelle, — Blanche beugte sich lächend über den Rand des Kahns und rief: „Ich sehe das goldene Thor des Schlosses!“

Da fielen grelle zuckende Lichter auf die Wellen — da drang verworrenes Geräusch zu uns herüber, Fackeln irrten hin und her am Ufer und eine Frauensstimme rief mit herzerschütternden Angstton: „Blanche, mein Kind — wo bist du?!“ —

Und da wars denn, als ob eine Nachtwandlerin aufgeschreckt würde: jäh wie ein Blitzstrahl fuhr es zwischen uns. Blanche schnellte empor mit dem halb zärtlichen halb entsetzten: „Hier bin ich Mama, — ich komme!“ — Mit ausgebreiteten Armen strebte sie vorwärts — auch Gustav war aufgesprungen — wie um sie zu halten — — es war eben nur ein Moment schneller als ein Gedanke — — ein furchtbares Schwanken, ein Aufschrei Gustavs und die Silberwellen schlugen über uns Alle hin.

Was nachher geschah liegt wie ein wüster Traum in meiner Erinnerung. Hundertmal wurde

uns erzählt, daß man uns ganz erstarrt aus dem Wasser gezogen — der umgestürzte Kahn war weiter getrieben, — und uns für todt ans Land geschafft — wir erholten uns bald, Blanche war von Gustav ans Ufer getragen worden — — aber sie war todt. Wir sahen das süße Geschöpf als Leiche wieder, umgeben von Schilf und Wasserblumen, sie lag lächelnd wie im Schlafe da.

Der arme Gustav hat sie nicht wieder gesehen, sie war längst mit Erde zugedeckt, als sein Bewußtsein wiederkehrte. Da hat man ihn denn gehegt und gepflegt Jahr aus Jahr ein, bis er selber sanft auslöschte wie ein Licht. Er zeichnete den ganzen Tag. Auf allen seinen Bildern tauchte die liebliche Gestalt Blanche's auf und seine kleinen Blättchen wurden viel bewundert. Die meisten gingen in den Besitz der unglücklichen Mutter Blanche's über. Für uns blieb die süßeste und traurigste Erinnerung das reizende Bild von dem ersten Ausflug unseres armen Nixchens.

XVI.

Zum 100jährigen Geburtstag.

Gedenkblatt an Prinz Louis Ferdinand,
geb. den 11. November 1772.

Es giebt nichts, was mehr zum Träumen verleitet und die Gedanken in die Vergangenheit lockt, als ein wilder Garten im Herbstsonnenschein. — Das todte Laub auf den Wegen, die bunten Blätter an den Bäumen, hie und da ein kahler müder Strauch dazwischen, die grellen Farben der vereinzelten Blumen, die sich so hastig und unruhig herandrängen, als möchten sie noch um jeden Preis gesehen und bewundert werden, und die heiße goldene Sonne so zärtlich wie zum Abschied Alles umfassend — der klare Himmel, die durchsichtige Luft, die so weit, weit hinausblicken läßt in eine Ferne, in der man schon das Wehen des

weißen winterlichen Schleiers am Ende des Horizontes zu sehen meint, Alles mahnt mehr an das, was da war, als an das, was da sein wird. — — Wir freuen uns nicht auf die kommenden Rosen, wir trauern um die verblühten, — wir träumen nicht von den Lebenden — wir gedenken der Todten.

Etwa zwei Stunden von der Stadt und Festung Minden, an der Weser, die ja die alten Chroniken „eine gute Wehr- und Waffenstadt" nennen, liegt ein einsames schloßähnliches Gebäude, noch heutigen Tages „Haus Himmelreich" genannt, mit seinem wilden Garten. — Der Sage nach hat es ein räuberischer und händelsüchtiger Ritter Holle im 16. Jahrhundert erbaut und bewohnt.

Ehe er sich in diese seine Burg zurückzog, trieb er in der ganzen Gegend ein so arges Unwesen, überfiel und beraubte, wer ihm eben des Ueberfalles irgend werth schien, daß sich die reisenden Kaufleute bei dem Bischof von Minden bitter über ihn beklagten. Er stand in engster Freundschaft mit dem Bewohner des Raubnestes des Schlosses von Petershagen, — vor dem sich die Schiffer auf dem Flusse bekreuzten — und diese beiden richteten viel Unheil an im Lande. Gar oft versuchten es die

geistlichen Herren mit eifrigem Zureden und Androhung strenger Kirchenstrafen, aber es waren allzuhart gesottene Sünder, die sich nicht sonderlich um die Hölle und Ewigkeit kümmerten. Da wurden sie denn endlich Beide in den Bann gethan und der Bischof von Minden erklärte sie feierlich aller irdischen und himmlischen Segnungen für verlustig. Das Raubnest von Petershagen starb aus, und wurde der Sitz frommer Chorherren, der Ritter Holle aber baute sich mitten in die Haide hinein, Angesichts der Thürme von Minden, ein festes Haus mit hohem Thurme und nannte es so recht zum Spott und Hohn sein „Himmelreich", als ob er nimmer ein anderes brauche. — Er gab zwar das Rauben auf, aber nicht etwa weil er Reue oder Furcht empfand, sondern weil er sich genügende Schätze zusammengehäuft und trotz aller Acht in Herrlichkeit und in Freuden lebte und auch noch Zechgenossen in Hülle und Fülle fand, die ihn heimlich in seinem lustigen Himmelreich besuchten.

Er pflanzte seine Bäume, und baute seinen Kohl und starb endlich trotz der düstersten Prophezeihungen, wie der frömmste Christ, ruhig und un-

behindert von den hölliſchen Gewalten in ſeinem Bett.

Jetzt iſt das eigentliche Wohngelaß des böſen Ritters längſt nicht mehr in ſeiner urſprünglichen Geſtalt zu ſehen, nur der alte Thurm, ein rechter Luginsland, ſteht noch da, ſo wie die Mauern, die ſich um den tiefen Wallgraben zogen, den jetzt nur welke Blätter füllen, und das niedrige düſtre Einfahrtsthor, das ſo ſchmal iſt wie jene enge Pforte zum wirklichen Himmelreich, von der das Evangelium redet. — Alles iſt von Epheu umſponnen und zugerankt und überall ſtehen prächtige Eichen und ernſte Hainbuchen, und das Buſchwerk iſt an manchen Stellen ſo dicht, wie es wohl an Dornröschens Schloß geweſen ſein mag, als ſie Alle eingeſchlafen waren und der Prinz den Eingang ſuchte. Und in dem wilden Garten jenes „Himmelreichs“ ſaßen wir und ſchauten auf den alten Thurm mit ſeinen winzigen Fenſterlöchern, wo die Käuzchen hauſen und die Raben ihre Volksverſammlung halten, Jahr aus Jahr ein. — — Und der Garten lag ſo hoch, daß man aus dem erſten Stockwerk gleich in's Freie trat, und von der Glasthür des Wohnzimmers aus zog ſich ein langer Buchengang hin deſſen Wölbung ſo feſt zugewachſen

war, daß die Sonne Mühe hatte, hie und da einen Strahl hindurch zu schieben. Mit den Mondesstrahlen ging's besser, die sind ja bekanntlich noch viel viel feiner, — wenn auch die Gelehrten nichts davon wissen wollen — bei Mondenschein schimmerte der Bogengang in seltsam grünlichem Lichte. — Und es ist Schade, daß Gustav Doré diesen Bogengang des alten Schlosses in der Haide nicht kennt, er hätte ihn sicher in sein Dornröschenbild gezeichnet, — er war gemacht für Märchenprinzen.

Und vom Doré-Märchenprinzen wanderten meine Gedanken an jenem Herbsttage im wilden Garten zu einer andern Erscheinung, kaum minder märchenhaft, und doch von Fleisch und Blut, zu einer der Lieblingsgestalten der preußischen Geschichte — — zum Prinzen Louis Ferdinand, der einst hier gewohnt, und eben einen Frühling, Sommer und Herbst hier vorüber ziehen sah, im Jahre 1803. — Weshalb er eigentlich dort so lange blieb, konnte Niemand so recht sagen, — öffentlich hieß es, daß ihn der König zu Inspicirung der westfälischen Regimenter in dies entlegene Winkelchen dirigirt habe, — heimlich munkelte man freilich Allerlei von Verbannung und Bestrafung wegen allzu regellosen Lebens in der Residenz. —

Und alle diese alten Bäume hatten ihn noch gesehen, in diesem Bogengang war er auf und nieder gewandelt zu tausend Malen und der alte Epheu, dessen lange Ranken vor mir leise auf- und nieder-schwankten, hatten sich wohl auch so gewiegt und geneigt, wenn er da oben in seinem Wohnzimmer bei offenem Fenster auf einem seiner verschiedenen Claviere, — es standen ihrer wohl sechs damals im Hause Himmelreich — sich seinen musikalischen Träumen überließ. — —

Es waren noch dieselben ausgetretenen Stein-stufen, die in den Garten führten, über die er ge-schritten und über die die Schleppen gar manchen Frauengewandes hingerauscht, — denn ohne Gäste konnte ein Louis Ferdinand nicht leben, und ohne den Schmuck holder Frauenblumen am Allerwe-nigsten.

Manche vornehme hochgefeierte Schönheit scheute die weite unbequeme Reise in das rauhe West-falenland nicht, um den königlichen Verbannten zu begrüßen, und die treuen Freunde des Prinzen, die ihm nach Sibirien gefolgt sein würden in ihrer leidenschaftlichen Anhänglichkeit, wichen auch in dieser grünen Einsamkeit nicht von seiner Seite. — Selt-same Gruppen mögen sie gebildet haben hier unter

den alten Bäumen, die Frauen und Männer in der Tracht jener Tage, die unserm Auge so unkleidsam erscheint, und zu der wir doch, wer weiß wie bald, durch den Kreislauf der Mode zurückkehren. Die Männer in hohen Stiefeln und hohen Rockkragen, die Frauen in der sogenannten griechischen Tracht, mit dem römischen Tituskopf, die kurzen Löckchen tief in die Stirne gezogen.

Und keine Tracht der Welt konnte die Gestalt und den gedankenvollen, wunderbar interessanten Kopf Louis Ferdinands mit den schwärmerischen Feueraugen entstellen, die Erscheinung war und blieb immer fesselnd und königlich. — Sagenhaft klingen die Berichte über die Gewalt, die er über die verschiedensten Menschen im Augenblick gewann, und doch ist die Erklärung so natürlich. — Diese seltene Vereinigung von Geist und Herz mußte bezaubernd wirken, und wer das große Quatuor des prinzlichen Componisten hörte, der fühlte noch etwas von dieser hinreißenden Gewalt.

Prinz Louis Ferdinand machte damals, vom Haus Himmelreich, die weitesten Ausflüge zu Pferde in die ganze Umgegend, oft ganz allein, oft in Gesellschaft seiner Offiziere. Die kühnsten Wettritte wurden unternommen und immer war der Prinz

ſelber der Unermüdlichſte und Kühnſte. — — Mit beſonderer Vorliebe beſuchte er das alte Raubſchloß an der Weſer in Petershagen mit ſeinen unterirdiſchen Gefängniſſen, ſeinen großen Weinkellern und der kleinen Capelle im Schloßhofe und dem mächtigen Reiſſigenſtall.

Man hatte wohl viel herumgeflickt an dem gewaltigen Bau, als die Burg nach dem weſtfäliſchen Frieden an das Kurhaus Brandenburg gelangt war und man für den Biſchof und ſeine geiſtlichen Herren, die hierhin ihren Hofhalt aus Minden verlegten, Raum brauchte. — Unter der alten Linde auf der Terraſſe ſaß er oft und ſchaute hinaus in das flache waldige Land, oder blätterte in der alten Schloßchronik, die von all den hohen Gäſten berichtete, die allhier ein- und ausgezogen, von dem Kurfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm und ſeiner Gemahlin Louiſe Henriette, von der Tochter Guſtav Adolphs von Schweden, der Königin Chriſtine und ihrer Freundin der ſanften Prinzeſſin von Oranien. — Aber auch eine Hexenverbrennung noch im 18. Jahrhundert ſtand da ſo ausführlich beſchrieben, daß dem Leſer hätte das Herz ſtill ſtehen mögen, — und obendrein war die arme Zauberin jung und

schön. — — Die alten Bücher deuteten an, daß sie mit dieser ihrer höllischen Schönheit einen der frömmsten Chorherrn vom Schlosse dermaßen berückte, daß er um ihretwillen beinah, seiner Seele Seligkeit verscherzt und seinen Glauben abgeschworen. Hinter der Capelle im Gebüsch hatte sie allabendlich seiner geharrt und durch eine schmale Seitenpforte, die man später zumauerte, schlüpfte er zu ihr. — Zur Strafe zwang man ihn denn auch vom Fenster seines Gemaches ihrer Hinrichtung zuzuschauen, als aber die Flammen emporschlugen, war er todt niedergestürzt. „Das Herz brach ihm in bitterer Reue", sagten die geistlichen Brüder, die an seinem Sarge beteten. Das Volk hielt aber fest an dem Glauben, daß er im Jammer um die Geliebte gestorben, und Alle hatten deutlich zwei weiße Tauben aufsteigen sehen über der Marterstätte, nach der Hinrichtung, die ihren Weg vereint hoch hinauf nahmen in den blauen Aether. — Das Fenster, an dem der Verblendete zusammengebrochen, vermauerte man ebenfalls an dem Tage nach seinem Begräbniß. —

Und später, im Jahre 1792 da war zu einem großen Ballfest auch die Landgräfin von Hessen einmal aus Hannover herübergekommen mit ihren

beiden jungen reizenden Enkelinnen, den mecklenburg'schen Prinzessinnen Louise und Caroline, und die schönen Mädchen hatten dort so lustig getanzt.

Fast sieben Jahre nachher erschien die Aeltere von ihnen bei Gelegenheit eines großen Manövers noch einmal in jenem alten Weserschloß — als die allbewunderte allgeliebte Königin von Preußen. Das Alles stand verzeichnet in den Folianten, die der Prinz Louis Ferdinand durchblätterte und er selber zeichnete scherzend im Kreise seiner Freunde seinen Namen ein, am 10. October.

Man hatte das Buch auf den Steintisch unter der Linde getragen und zitternde Blätterschatten und blendende Sonnenlichter fielen auf die festen Schriftzüge.

Drei Jahre darauf, an demselben Tage ruhte die Hand, die diesen Namen geschrieben, auf der zerschossenen Brust des Helden von Saalfeld.

Auch ein anderer Ort in der Nähe Mindens bewahrt eine Erinnerung an den Prinzen Louis Ferdinand, — jenes Waldhaus des Bückeburger Forstes, kaum eine Wegstunde von Minden entfernt, — die Bückeburger Klus genannt. Da zeigt man das niedrige Holzgeländer eines Balkon's im ersten Stockwerk, über das sich der Prinz in voller

Uniform geschwungen, und allein er hinabgesprungen sei, — ein moderner Harold der kühne Springer. —

Zwischen all den übermüthigen Streichen aber lagen lange Pausen tiefer poetischer Ruhe im Haus Himmelreich. — Da pflückte er sich große Blumensträuße und grüne Zweige und stellte sie auf sein Clavier, — er liebte es in Grün und Blumen hineinzusehen, wenn er eben spielte. — Und je tiefer der Herbst, je größer der Strauß, er schleppte oft ganze Arme voll aus dem Garten in's Zimmer. — Es ist ja bald vorbei mit aller bunten Pracht und Herrlichkeit — — das Leichentuch fällt darüber, hat man ihn oft sagen hören. — —

Und an diese Worte mußte ich denken an jenem sonnigen Herbsttage im Garten von „Haus Himmelreich".

Und in wenigen Tagen werde ich dort einen Strauß pflücken, wie er ihn liebte, der geniale Märchenprinz, der wunderbare Musiker, Zweige von jenen Bäumen, die er gekannt, Ranken von jenem Epheu, der schon grünte, als er noch dort wandelte, letzte Blumen jenem Boden entsprossen, den sein Fuß betrat, buntes Laub, bunte Blüthen. — Einen weiten Weg wird er wandern, jener

Strauß, denn Freundeshand soll am 11. Novbr. ihn auf einen stillen Sarg legen in der Fürstengruft zu Berlin, der die Inschrift trägt:

Dem Helden.
Schlummerstätte des
Prinzen Louis Ferdinands geb. am 11. Nov. 1772.

XVII.

Münſter-Erinnerung.

Motto:

„Am Münſterthurm dem grauen
Da ſieht man groß und klein
Viel Namen eingehauen
Geduldig trägt's der Stein."
Uhland.

Wir hatten ſie uns größer, impoſanter gedacht, jene Stadt, die wir Deutſchen ſeit undenklichen Zeiten die „wunderſchöne" nennen, das alte Straßburg, das für uns bis zum Jahre 1870 ein anderes Vineta war, von dem wir uns ſo gern erzählen ließen, und deſſen Glocken wir, wie der Schiffer die Glocken jener märchenhaften Stadt im Meere, in unſern Träumen läuten hörten. Die Straßen fanden wir weniger intereſſant, die Häuſer weniger reinlich, die Plätze weniger imponirend, als wir's eben — — geträumt. — Hin und her wanderten

und fuhren wir an den zerstörten Häusern vorüber, die sich langsam zur Auferstehung rüsteten, hinaus auf die Dörfer Mundolsheim, Schiltigheim, Hausbergen, den Friedhof von St. Hélene, — diesem Schauplatz der ernsten artilleristischen Thätigkeit unserer Freunde, während der denkwürdigen Belagerung im August und September. Hier hatten sie gestanden nach der Erklärung unseres Führers, jene Geschosse, die den berühmten sogenannten „indirecten" Breschеschuß zum ersten Mal hier mit glänzendstem Erfolge auf die Lünette 52 und 53 der Straßburger Befestigung ausführten, — Blumen blühten jetzt so fröhlich an dieser Stelle, als hätten nie die eisernen Räder der Kanonen den Boden gedrückt. — Schwere Erinnerungen tauchten auf, Kriegsgeschichten schlugen an unser Ohr, denen noch einst unsere Enkel staunend lauschen werden, die Großeltern beneidend, die solche ungeheure Zeit erleben durften. — Heiterster Sonnenschein hing über dem gesegneten Wasgau, die ferne Bergkette stieg aus blauem Duft empor, die Rosen blühten, die Schwalben schwirrten jauchzend über uns hin, — hellgrün und goldig leuchtete der Rheinstrom herüber. Es war schön, — aber wir hatten es doch noch schöner in

unſerer Fantaſie geſehn, oder unſere alte Wärterin mit ihren Straßburger Geſchichten und Sagen, mit ihren Liedern und Bildern, hatte es uns ſchöner geſchildert. Aber das Eine, was in allen ihren Erzählungen aufſtieg wie eine Palme, fanden wir herrlicher als jeden Traum, wunderbarer als jedes Märchen, — den Straßburger Münſter, das Werk Erwin's von Steinbach.

Da blühte ſie vor mir auf, dieſe blaue Blume meiner jahrelangen Sehnſucht, der gothiſche Prachtbau, — kein Phantom mehr in Nebelſchleier, nein, der wirkliche, wie aus verſteinerten Spitzen gewebte Thurm, ich ſah mit meinen ſtaunenden Augen die unvergleichliche Façade, das wundervolle Roſenfenſter, die impoſanten Kreuzgewölbe, die erhabene Kuppel, die volle hinreißende Klarheit und Schönheit der Verhältniſſe, die feine luftige Gliederung des Thurms. Die bis zur Stunde nur ſchattenhaften Geſtalten des „Hüttenmeiſters“ Erwin und ſeiner Kinder und Schüler wurden lebendig und bekamen gleichſam Blut und Leben, ſie regten die Hände, man ſah ihnen zu bei der Arbeit. In dieſer Wölbung hatte die holde, edle Sabine von Steinbach geſtanden, neben Vater und Bruder, unſere erſte deutſche Bildhauerin.

Männergedanken und Männerhände ließen den Riesenbau dieser Kirche erstehen, aber fromme, feine Frauenhände schmückten ihn aus. — Sabinens Sculpturen am Südportal, das unvergleichlich zierliche Laubwerk, die zarte Schönheit jener Giebelfelder, die man eben als ihre Werke bezeichnet, verrathen die Seele und das Herz einer Frau. Nur ein Weib konnte die göttliche Jungfrau und gebenedeite Mutter, die hier erscheint, in dieser wahrhaft heiligen und zugleich holdseligen Weise empfinden und verherrlichen. Eine wunderschöne Johannesgestalt verkündet deshalb wohl auch auf breitem Spruchbande in lateinischer Sprache der Meisterin Lob:

„Der göttlichen Gnade werde Sabine zu Theil,
Deren Hände aus hartem Stein mein Bildniß machten."

Die berühmte Riesenuhr sahen wir, die ein gelehrter Mechanikus im Jahre 1571 erdachte, mit ihrem Sonnen-, Mond- und Sternensystem, und jene Schauersage kam uns in den Sinn, die da erzählt, daß man ihn nach Vollendung seines Wunderwerks blenden ließ, damit er für keine Stadt der Welt und keinen Dom der Erde jemals ein gleiches baue. — Da hat man den Künstler nach vollbrachter Frevelthat auf seine Bitten aber

noch einmal hinaufgeführt, gleichsam zum Abschied, und da soll seine tastende Hand eine kleine Feder zerbrochen haben, die den kunstvollen Mechanismus für immer zerstörte. Sonne, Mond und Sterne standen still. — Jetzt kann man nur jedesmal um die 12. Stunde die Apostel vorüber wandeln sehn, um sich vor dem Herrn zu verneigen, — Judas kommt zuletzt. —

Viele preußische Soldaten standen in Bewunderung verloren davor, als wir damals den Dom betraten. In dem weiten dreifachen Schiff neben den herrlichen, wie Palmen emporstrebenden Säulen, knieten fromme Beter, und von dem Chore herab brausten Orgeltöne über die Häupter der Beter hin. — Der fromme und geschickte Orgelbauer Silbermann in Dresden, der Freund des großen Leipziger Cantors Sebastian Bach, hat sie erbaut. Unsere alte Wärterin erzählte uns, daß man zu ihrer Zeit verstockte Sünder und arge Verbrecher in die Kirche geführt habe, die keines Priesters Wort dazu vermochte, ihre Schuld zu bekennen. Wenn aber die Donnerstimme da oben losgebrochen sei, versicherte sie, mit ihrer Riesenkraft wie der Donner am Tage des Gerichts, und doch wieder das sanfte: misera me

cum benedictis, da hätten die armen Schächer auf die Knie stürzen, an ihre Brust schlagen und Alles bekennen müssen.

Langsam versuchten wir hinaufzusteigen bis zur Gallerie des Thurms, jene schmalen 325 Stufen, die auch Göthe gezählt, — um endlich, gleich ihm, hinauszuschauen in das weite blühende Land, nach Sesenheim hinüber. Denkt doch jeder gute Deutsche in Straßburg zuerst an das Göthe'sche „Veilchen," die holde Friederike von Sesenheim, die auf dem schlichten Kirchhof ihres Dörfchens so fern von dem geliebtesten Manne schläft. Jeder von uns sagt sich entweder einen Göthe-Vers her oder malt sich das Bild Friederikens mit den Farben des Dichters.

„Ein kurzes weißes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Tafftschürze, so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hatte, schritt sie daher, und beinah schien für die gewaltigen Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heitern blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das

artige Stumpfnäschen forschte frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben konnte. Der Strohhut hing ihr am Arme". Wohl gedachte auch ich dieses anmuthigen Bildes, — aber es war doch eine andere Gestalt von nicht minderer Lieblichkeit, wenn auch noch Kind, die vor meiner Seele aufstieg und Stufe um Stufe vor mir herschwebte, an jenem Tage der Besteigung des Straßburger Münsters.

Im Jahre 1789 besuchte nämlich die Landgräfin von Hessen aus Darmstadt mit ihrer 13jährigen Enkelin, Luise von Mecklenburg, und deren Erzieherin, einem Fräulein Gelieux aus Colombier am Neuenburger See, — Straßburg und den Münster. — Die Großmutter blieb in der Kirche zurück, die flinken Füßchen Luisen's aber kletterten die Treppe hinauf, zagend folgte die Begleiterin.

Wie sie sich freute, die junge Prinzessin, auf den weiten Blick dort oben, und wie sie heimlich hoffte, höher steigen zu dürfen in die Krone des Thurmes hinein. So eilig flog sie voran, ohne alle Ermüdung, daß die Gelieux sie ihre kleine Thurmschwalbe nannte und scherzend an den blauen Bändern festzuhalten versuchte, die ihr üppiges Haar zusammenfaßten. — Oben angekom-

men, fiel das helle Sonnenlicht auf das rosige Gesichtchen und sonnenhell strahlten auch die blauen Augen bei dem Blick in den Wasgau, und dem lieblichen Munde entfloh ein Jubelruf.

Ehe die sorgliche Erzieherin ihr mit dem verhüllenden Shwal nahen konnte, war die Prinzessin an die Brüstung gelaufen, und ihr trunkener Blick verlor sich in die unabsehbare blaue Ferne. — Hoch auf flatterten die blauen Bänder im Winde, das reiche, leicht gepuderte Haar löste sich und fiel schwer herab auf die kindlichen Schultern. Die Wangen glühten. „O, wie schön, wie schön!“ wiederholte sie wieder und wieder. — Und nun mußte die treue Gefährtin Alles bewundern helfen, die kleinen Häuser da unten, und die bunten winzigen Menschen, die fernen Berge und den nahen Strom, die Bäume, Gärten, Wiesen und Felder. — Die Augen des alten Führers leuchteten auf bei all diesen lebhaften Ausbrüchen des Entzückens über „Sa bonne ville de Strassbourg et son beau pays.“ —

Und einmal, als das bewegliche Köpfchen Luisens sich über die Brüstung neigte, da fing sich eines der blauen Bänder an einer Steinverzierung, und mußte mit Gewalt losgelöst werden.

„Siehst Du," rief die Prinzessin lachend, „der Münster will uns nicht loslassen, wir sollen hier bleiben."

Nun sollten auch noch die weiteren 400 Stufen bis zur Krone in schwindelnder Höhe erstiegen werden, und wieder flog Luise mit elfenhafter Leichtigkeit voraus. Da erfaßte aber ein plötzliches Entsetzen das Herz der Begleiterin. „Wie, wenn dem kostbaren ihr anvertrauten Kleinod etwas geschähe?! Wenn sie strauchelte, — wenn ein Schwindel sie überfiele?!" Das Blut erstarrte in ihren Adern bei diesem Gedanken. — „Prinzessin — Erbarmen," — flehte sie, auf den Stufen niedersinkend. — „Sie fliegen wirklich wie eine Thurmschwalbe, wer kann da mit! Mir schwindelt! Es wäre mein Tod, wenn wir höher stiegen! Verzeihen Sie meine Schwäche." Fräulein Gelieux kannte ihre Schülerin. Es bedurfte nur dieses Wortes, und sie flatterte eilig wieder herab zu der Erblaßten, die kleine Flüchtige, ihrem leicht bewegten Herzen folgend und die eigenen Wünsche zurückdrängend, sah sie mit ihren großen, guten Kinderaugen an, streichelte sie mit ihrer weißen Kinderhand, und sagte scherzend: „Ich wäre zwar gern in den Himmel gestiegen, aber ich will Ihnen

zu Liebe doch noch warten, bis Sie auch mit können, liebe Gelieux. Gehen wir wieder hinunter zur Großmama, sie hat so lange auf uns gewartet, und ich habe ja hier schon so viel Schönes gesehn!“ —

Wie oft hat später Fräulein Gelieux noch von dieser Münsterbesteigung und ihrer Herzensangst erzählt, und zuletzt nach vielen, vielen Jahren einem tiefernsten Manne, der bei ihr in ihrem kleinen Hause in Colombier saß, um von seiner „Luise“ zu reden, und von den vergangenen glücklichen Zeiten. Ueber der Lehne des Sessels hing ein blauer Shwal, Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, hatte ihn der Erzieherin seiner geliebten Königin mitgebracht, Luise trug ihn mit besonderer Vorliebe. — Jetzt war sie längst in den Himmel gestiegen. — „Warum konnte ich sie nicht festhalten wie damals auf dem Münsterthurm?!“ klagte die treue Gelieux unter heißen Thränen, — als der trauernde König ihr gegenüber saß, und nicht müde wurde, zuzuhören. — Als wir auf der Gallerie des Straßburger Münsters standen, da sah ich im Geiste das Köpfchen der nachmaligen Königin Preußens über das Geländer geneigt, — vielleicht schlug eben an dieser Stelle

die erste jener preußischen Artilleristen-Granaten ein, die im Jahre 1870 die „wunderschöne Stadt“ für das deutsche Reich des Kaisers Wilhelm, Luisens Sohn, wieder zurückeroberten.

Am Abend in Straßburg, da aber war jede Erinnerung an Krieg und Kriegsgeschrei verwischt, da saßen wir im Hause eines lieben, militärischen Freundes und Musikliebhabers, des Obersten von F., und ich sang deutsche Lieder vor deutschen und — französischen Ohren. Weder die Hörer noch die Sängerin wurden müde, — Schubert, Schumann, Mendelssohn, Beethoven und Franz hielten ihren Einzug.

Und zuletzt zog das feierliche Mondlied Göthe's in die stille, süße Sommernacht hinaus, das sein getreuer Zelter so wunderbar in Musik gesetzt und das er vielleicht in der Erinnerung an einen holden Mondabend in Sesenheim niederschrieb:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Mondenglanz
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.“

Wie hätte ich je in jenen dunkeln Tagen der Belagerung, daheim in meiner Zelle, zu träumen gewagt, daß es mir einst vergönnt sein würde,

in der „wunderſchönen Stadt“ mit frohem Herzen ein Göthe'ſches Lied zu ſingen?! — Tauſend ſchwere und — glückſelige Gedanken wurden wach und flutheten hin. auf den Wellen der Töne, — bekannte Namen tauchten auf aus dem ſchwerſten Jahr meines Lebens, und doch noch nicht eingegraben in den „grauen Stein,“ — Geſtalten um Geſtalten zogen grüßend vorüber, Allen voraus aber ein lächelndes Mädchenköpfchen, umflattert von blauen Bändern, die lieblichſte „Thurmſchwalbe“ des Straßburger Münſter's:

Luiſe von Preußen.

XVIII.

Dranmor.

Motto:

„Ich will an Träumen mich erfreu'n —
Ich habe heiß gestrebt — ich muß entsagen
Ich muß auf meine Wunden Asche streu'n."
Dranmor.

Vor einigen Jahren fielen mir beim Umherstreifen in dem gottgesegneten Blumengarten unserer neuen deutschen Poesie allerlei einzelne eigengeartete Blüthen in die Augen, fremd von Farbe, Gestalt und Duft, poetische Bilder von besonderem Reiz, die mich mächtig anzogen und eine Fülle von Gedanken brachten, sie führten den Titel: „Poetische Fragmente," „Ein Requiem" und „Kaiser Maximilian," von Dranmor. — Wer sich unter jenem Namen verbarg, kümmerte mich wenig, die ringende Menschenseele voll Kraft, Gluth und Entsagung, die sich hier offenbarte, fesselte mich und die Seele allein hatte eben die er-

greifenden Worte gefunden, — nichts Gemachtes stellte sich dar, nur wirklich Empfundenes und Durchlebtes, keine Reflexionspoesie. Es waren wirkliche Erinnerungen, Träumereien, Heimwehseufzer, — aber in allen die gleiche Färbung: bei allem Glanz der Sprache und der Bilder tiefste Melancholie. Farbenstudien aus den Tropenländern tauchten auf — heiß wehte es herüber aus dem Lande der Palmen, — und unter ihnen war denn, wie eben kein Sterblicher, auch der Dichter selber nicht „ungestraft" gewandelt, das eben verkündete jedes Wort.

Der ungeheure Ernst des „Requiem" von Dranmor läßt jedes Herz erbeben. — Vielleicht wurde noch nie eine hoffnungslosere Todtenklage ausgesprochen, sie erscheint hoffnungslos und schmerzlich wie nur die Philosophie jenes großen Einsamen, Arthur Schopenhauer, mit dessen Geist Dranmor überhaupt so viel Verwandschaft verräth.

Die Bewunderung des Dichters für Maximilian, für jenen edlen kaiserlichen Idealisten in Queretaro, findet wohl ein Echo in jeder Brust. Sein Gedicht „Kaiser Maximilian" ist ein Kranz von Lorbeeren und Rosen auf dem Grabeshügel eines Helden, und die schönste Grabschrift sind jene Worte:

„Erhabene Bilder, hehre Traumgestalten,
Umwallen ihn. Verloren war das Spiel.
Sein Einsatz war zu groß, er gab zu viel."

Rührend stimmt dazu der ahnungsvolle eigene Seufzer des kaiserlichen Dichters selbst, der dem Gedichte selber als Motto beigegeben wurde:

„Was frommt des Herzens Zug,
Gebricht die Kraft zum Flug!
Denk an mich und weine — weine!"

Zwei mächtige Strömungen fluthen durch Dranmor's Dichtungen, jene leidenschaftliche, schrankenlose, echt menschliche Liebe, die den Körper wie die Seele des geliebten Wesens zugleich umfaßt und an sich reißt und zum Augenblick flehend spricht: „Verweile doch, du bist so schön!" und jene unendliche Sehnsucht müder Seelen, wie sie sich im „Requiem" darstellt, nach einem ewigen traumlosen Schlaf — nach einem Tode ohne Auferstehung, — nach der furchtbaren Ruhe der Vernichtung.

„Tod, den ich scheu betrachtet und betastet,
Trotz der Verheißung seliger Gefilde,
Der ich nicht liebe, weil des Daseins milde
Gewohnheit auch auf meinen Schultern lastet,

Den ich getrost erwarte, weil das Ende,
Der letzte Schlaf — den keine Träume stören,
Des Auferstehens schmerzliche Legende
Mich weder schrecken können noch bethören."

Immer mußte ich diese eigenthümlichen Verse wieder aufschlagen, — immer von Neuem blättern, lesen und darüber denken — und die Sprache des Dichters wirkte auf mich bald wie Beethoven'sche, bald wie Chopin'sche Musik, zugleich Kopf und Herz gefangen nehmend und berauschend. Später entspann sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen dem Dichter und der Schreiberin dieser Zeilen, der dieselbe nicht minder anzog, als seine Gedichte es zuerst gethan. Auch sein Bild kam in ihre Hände und dies düstere Männerantlitz, das von schweren innern Kämpfen redete, die müden traurigen Augen, konnten nur dem Dichter des „Requiem" angehören. Sein eigentlicher Mannesberuf führt Dranmor auf Wege, die den Dichterpfaden ferner liegen wie der Norden dem Süden. Die Art seiner Thätigkeit, die ihn zwingt aller Herren Länder zu besuchen, eine Thätigkeit, die den fieberhaften Pulsschlag unserer Zeit noch beschleunigen helfen möchte und den großartigsten Handelsverbindungen Bahn bricht, würde vielleicht

keinem Andern Zeit laſſen zu ſolchen poetiſchen Gedanken und Träumen. — Meiſt in Paris lebend, oder als nimmermüder Wanderer hin- und herziehend, gehört bei ihm gewiß der volle Tag der eigentlichen Berufsarbeit, und nur in ſchlafloſen Nächten ſtrömt dieſe Seele wohl die Erinnerung an flüchtige Minuten trunkenen Glücks aus, das für Stunden, Tage, Jahre voll herber Täuſchungen und bitterer Qual entſchädigen ſoll.

An eine Möve mußte ich ſo oft während des Leſens denken, wenn ſie über den dunklen Wogen auf- und niederflattert auf ſtillen weißen Schwingen, das getreue und melancholiſche Bild jener urewigen ungeſtillten Sehnſucht der Menſchenbruſt, einer Sehnſucht, die ſelbſt das höchſte Glück nur momentan zum Schweigen zu bringen vermag.

Zwiſchen deutſche Verſe, ſpaniſche und portugieſiſche Uebertragungen und Briefblätter verlor ſich auch eines Tages ein Bild voll Glut und Anmuth, ein poetiſcher Seufzer — das beifolgende graziöſe Gedicht in franzöſiſcher Sprache, aus Paris datirt:

„Quand je serai couché dans la froide tombe
Dans cet affreux cerceuil qui me glace d'effroi —
. . . . . Vous, ma blanche colombe,
Pensez souvent à moi!

Et priez pour celui dont la triste vie
Ne fut guère que tourments et folles erreurs
Et sur ma tombe, ma douce amie,
Venez jeter des fleurs.

Et dites à Dieu, chère âme tremblante,
Quand pour notre salut Vous l'avez imploré,
Que c'est lui qu'en son oeuvre si charmante
En Vous j'ai adoré!"

In Paris, der „alten ſündigen Stadt", konnte auch nur ein Gedicht entſtehen wie Dranmor's ſeltſamer „Dämonenwalzer". Es hört ſich etwa an wie Trauer und „Sandades" (ein portugieſiſches Wort, das Sehnſucht, oder je nach der Stimmung, reuevolles Erinnern bedeutet) überall die wilde, leidenſchaftliche Tanzmuſik in Gounod's Fauſt, wenn Liſzt's Hände ſie ſpielen würden. Schon das dem Gedichte beigegebene Motto von Seeger weckt eine Welt von Gedanken, aber dieſe Gedanken beleben ſich unter Dranmor's Hand zu Farbenbildern von höchſter Schönheit.

„Frage mich nicht:
Wie wird's noch mit uns Beiden?
O laß, bis es bricht
Dem Herzen ſeinen Wahn;

O ich verſteh'
Dein ſchönes frommes Leiden
Schauſt mich mit Weh
Mit ſtillem Vorwurf an — —"

Vollendet in Form und Colorit erſcheint gleich der Eingang.

„Ein ſchwüler Sommerabend —
Raſch zuſammengeballt,
Flog ein Gewitter, feuerſpeichend
Ueber die alte ſündige Stadt;
Die Erde lechzte
Nach himmliſchen Thränen,
Und ich ruhebedürftiger,
Einſamer Fremdling
Trat mit ſchwülen Gedanken
Und ſorgenſchwerer Bruſt
Nach langer Zeit zum erſten Male
In eine graue, kühle Kathedrale.

Im weiten Raum
Nur eine lichte Stelle,
Dort, wo der Gekreuzigte,
Der Heiland, mit der Dornenkrone,
Sterbend ſein Haupt zur Erde neigt.
Muſik durchſtrömte den Dom:
Drohendem Poſaunenrufe

Folgten, Versöhnung erflehend,
Weinenden Saiten entschwebten
Hymnen der Liebe —
Und ihrer Klänge
Krystallnen Rosenkranz
Warf eine trauernde Harfe
Empor zu den von der Kuppel
Heruntergrüßenden Engelsbildern
Und ließ die Töne
Milde wieder zur Erde gleiten
In Thränen verwandelt,
Die als köstlichster Balsam
Auf wunde Seelen tropfen,
Da ward es Licht in mir — —"

Und die ganze glühende Novelle, denn eine wilde Herzensgeschichte ist dieser „Dämonenwalzer", liegt in den Worten:

„Sieh, für uns Beide verscherzt
Ist frommes friedliches Glück,
Ist jene Liebe, die
Das Leben sanft beleuchtet;
Wir können, dürfen
Uns nicht gehören —
Unser Beider Loos
Gleicht einem steten Gewitter

Ueber schwankenden Bäumen,
Und einsam müssen wir hausen
Du in deinem gold'nen Flitter, —
Und ich in meinen düstern Träumen."

Lange, lange hatten wir, ich weiß nicht durch welchen Zufall, nichts mehr direct von einander gehört, da wurde ich gestern überrascht durch die Gesammtausgabe von Dranmor's Werken (Gebrüder Paetel, Berlin) und mir wurde, als ich sie in meinen Händen hielt, wieder einmal klar, daß wir uns an einem vollen Strauße doch noch mehr zu erfreuen vermögen als an der einzelnen Blume, die wir am Wege finden. Und hier ist's ein seltsames Gemisch von Tropenblüthen und stillen deutschen Blumen. Wie Waldesduft und Veilchen weht es daher aus dem Gedicht:

„Ich möchte schlafen geh'n
Dort auf den grünen Matten."

Fremd und berauschend dagegen haucht es uns „Waldleben", „Albumblatt", „Gefallener Engel" an, und schöne träumerische Wasserrosen grüßen uns wie: die „Fischerhütte", „von der See" und Andere.

Aber wie er auch Augen, Herz und Sinne gefangen nimmt, jener duftende Strauß aus dem

Dichtergarten, die eine Weise klingt und singt doch aus allen seinen Blüthen, wie hell sie auch strahlen mögen; es ist das melancholische Motto eines Einsamen, der Seufzer einer echten Dichterseele:

„Ich will an Träumen mich erfreu'n,
Ich habe heiß gestrebt, ich muß entsagen,
Ich muß auf meine Wunden Asche streu'n!" — —

XIX.

Ein vergessenes Kloster.

Wir saßen unter der wunderbar schönen Silberpappel in dem Garten unseres liebenswürdigen, gastfreien Wirthes und Freundes S. in Höxter. — Der Mond schaute hin und wieder durch die Zweige, die Blätter regten sich nur leise wie im Traum, vor uns rauschte der Weserstrom, die grünbewaldeten Berge gegenüber schienen seltsam zu wachsen und sich zu dehnen. Das Plaudern und Lachen unseres kleinen Kreises verstummte allmählig, — frohe Lieder waren verhallt — auch die magischen Klänge der Geige meines Freundes — aber ich meinte, sie zitterten noch in der Luft, oder flatterten in Gestalt weichgeflügelter Nachtfalter ruhelos hin und her, weit und weiter, um sich endlich in die mächtigen uralten Kastanienbäume zu flüchten, die in langer Doppelreihe sich hinziehn von der Stadt bis zu jenem einst so

mächtigen Kloster, das jetzt vergessen am Wege liegt wie ein kostbarer Stein, den ein Wanderer verlor und den nun Staub und Schutt bedecken.

Wie selten läßt wohl der große Strom, der die Reiselustigen von Norddeutschland nach Süddeutschland trägt, irgend ein Menschenkind an dem wunderbaren Kloster Corvey landen, und doch ist das ganze Erdenfleckchen dort, wo einst die tapfern Cherusker, Franken und Sachsen gehaust, ein lockendes, grünes Eiland des Friedens, eine Stätte reichster historischer Erinnerungen und ernster Romantik. —

Und die ernsten Schatten der Vergangenheit waren an jenem Abend auf die heitere Landschaft gefallen, ein Stück Geschichte, Sage und Legende wurde lebendig durch den Mund unseres freundlichen Führers, und die mannigfaltigsten Gestalten, Könige und Vasallen, Helden und Mönche, Herzöge und Aebte, Engel und Hexen zogen in buntem Gemisch an uns vorüber, alle überragt von der riesenhaften, stolzen Erscheinung Karl's des Großen. Die ganze Gegend erscheint durchwebt von Sagen von ihm und seinen Thaten.

Es ist aber nur die gewaltige Heldengestalt, die hier auftaucht — die poetische Zeit der schönen

Faſtrade lag hinter ihm — — er hatte den wilden Schmerz um ihren Tod überwunden. —

Und doch — ſang und klang es immer vor meiner Seele, das uralte Lied von dem Jammer des Vereinſamten:

„Der Lenz iſt nicht an Blüthen karg
Der König ſaß an der Liebſten Sarg — —
Schön Lindenzweig — —
O Abend — O Abend — —
Die müden Arme ruhn." —

Sie „ruhten" nicht mehr, dieſe mächtigen Arme, zu jener Zeit der erſten Geſchichte Corveys.

Aus dem Liebenden und Leidenden war der große gefürchtete Kaiſer geworden. Die naheliegenden Berge bei Höxter, Brunsberg und Wildberg, bevölkert die Sage mit einem Geſchlecht von Rieſen, die ſich dort ihre Burgen erbaut. Sie hatten ſo lange Arme, daß ſie ſich von einer Burg zur andern die Hände zu reichen vermochten. Auch warfen ſie ſich zum Zeitvertreib wohl einmal Bälle herüber und hinüber, wie ſpielende Kinder. Da fiel eines Tages denn ein ſolcher Ball in das dazwiſchen liegende Thal, und ſchlug ein tiefes Loch in den Boden, das man noch heute auf der „Knäul-Wieſe" zeigt.

Diese wilden und starken Gesellen nun bezwang der Kaiser Karl mit seinem Heer nach hartem Kampfe, bei dem so viel Blut floß, daß die Wellen der Weser sich roth färbten. —

Die Stelle, wo der kaiserliche Held eine kurze Ruhe hielt während der Schlacht, der Stein, wo er gesessen, heißt im Volksmunde die Kaiserrast.

Vielleicht stiftete nach diesem glücklichen Siege Karl der Große jene verschiedenen Capellen, deren Ueberreste sich überall finden, — seine Gemahlin aber gründete wohl aus Dankbarkeit Stadt und Kirche Höxter. — — Dem Kaiser erwuchs überhaupt viel Arbeit in dieser Gegend, — die Sachsen in ihrem widerspenstigen Sinn machten ihm fortwährend zu schaffen, sie sträubten sich so hartnäckig gegen alle neuen Einrichtungen, gegen die Abgaben des Zehnten und vornehmlich gegen den „Waffendienst des Heerbannes" in den verschiedenen Kriegen. War doch auf Befehl des Kaisers jeder freie Mann verpflichtet, beim ersten Waffenruf sich an dem bestimmten Sammelplatz mit Rüstung und Lebensmitteln einem „Anführer" unter dem Gelöbniß des Gehorsams zur Verfügung zu stellen. — Die Sage verlegt auch die Bekehrung Wittekind's in die Gegend von Höxter,

und berichtet, daß der Heidenfürst sich als Bettler verkleidet in das Lager Karls des Großen geschlichen habe, um der Feier des heiligen Abendmahls beizuwohnen. Als er aber in frevelm Spott seine Hand nach der Hostie ausgestreckt, erschien ihm auf der runden Scheibe plötzlich das strahlende Bild des göttlichen Kindes, dessen Augen ihn tiefernst und milde zugleich anschauten. Da stürzte denn der Ungläubige auf seine Knie vor solchem Wunder, und verlangte nach der ewigen Gemeinschaft der Christen. — Auf dem Portaberge-bei Minden, in der alten, kleinen Capelle, deren Mauern noch heute stehen, soll Wittekind die Taufe erhalten haben.

Und von dem Kloster Corvey, dessen Eingangsthor das Standbild Karls des Großen schmückt, und das wir am nächsten Morgen besuchen sollten, redeten wir an jenem Abend unter der Silberpappel hin und her, — alte Chroniken berichten, wie der berühmte und fromme Abt Adelhardus zu Corvey in Frankreich diesem Sachsenkloster den Namen gegeben. Als Kaiser Karl nämlich, so liest man in den alten Büchern, das Christenthum bei den überwundenen Sachsen eingeführt, und ihnen Bischöfe gegeben hatte, schickte er viele

der bekehrten neuen Unterthanen in ferne Klöster, zur Befestigung ihres Glaubens und zur Stärkung, damit sie befähigt würden, den guten Samen weiter zu tragen durch Lehre und Beispiel. Und in eben jenem Benedictinerkloster bei Amiens fanden sich verschiedene edle Sachsen zusammen, und im französischen Corvey reifte der Plan, an den Ufern der Weser eine Zufluchtsstätte geistlicher Forschungen und Andachten zu errichten. Vielleicht saßen sie in bitterm Heimweh bei einander, die ritterlichen Gestalten, im fernen Lande, und erzählten von den mächtigen Eichenwäldern Deutschlands, und schilderten mit begeisterten Farben ihr gewaltiges Rauschen und das Blitzen und Funkeln der Wellen des heimathlichen Stromes.

Nach manchen äußern Kämpfen und Hindernissen wurde statt des ursprünglich bestimmten Waldes im Solling, wohin sich die frommen Mönche zuerst gewandt, jenes herrliche Thal gewählt, in der Nähe des Flusses, wo einst die Capelle des heiligen Paul sich erhoben hatte, — und dort das geweihte Kreuz aufgerichtet. Rasch schritten die ersten nothdürftigen Bauten vorwärts, der heilige Stephan von den Brüdern des französischen Corvey wurde zum Schutzpatron des

deutschen Klosters erwählt, und so sahen denn die ehrwürdigen Bäume des Sollinger Waldes staunend auf einen feierlichen Zug herab, der sich zu ihren Füßen bewegte. Fahnen flatterten, Kreuze blitzten im Licht der Sonne. Psalmen singend, schritten die frommen Brüder daher. Frauen und Kinder mit grünen Zweigen in den Händen kamen ihnen entgegen, und unter dem Zudrang einer unabsehbaren und andächtigen Menge wurde die erste Messe im deutschen Corvey gelesen.

Das erste Unterkommen war sehr bescheiden, eine kleine Capelle wurde für den Gottesdienst eingerichtet, während die spätere Kirche mit ihren stolzen Thürmen langsam und prächtig emporstieg. Eine heidnische Irmensäule grub man bei dem Bau des Klosters Corvey aus, aber man ließ sie heimlich über den Fluß schaffen, um durch ihren Anblick in dem neubekehrten Sachsenvolke keinerlei Erinnerungen zu wecken. Es ist dieselbe, die seit ungezählten Jahren im Domchor von Hildesheim steht, und der uralte hochberühmte Rosenstrauch draußen an der Mauer, mag wohl manches nächtliche Zwiegespräch mit ihr halten, und zur Rosenzeit grüßt sie der Duft so heiß und

zärtlich, bis sie Antwort giebt, wie die Memnonssäule der Sonne, die sie küßt.

Im Mondlicht unter der Silberpappel tauchte das erste Bild vom Kloster Corvey vor unserer Seele auf, in seiner Glanzzeit, — als wir es nun im hellen Sonnenschein am nächsten Tage wirklich vor uns sahen, tief ernst und traurig wie eine entthronte Königin, verlor es doch nichts von jenem Zauber, mit dem unsere Fantasie es umkleidet. Tiefe Stille lag in den ungeheuren Höfen, Sonnengluth drückte mit heißen Händen auf die alten, röthlichen Mauern, die zahllosen verhangenen Fenster sahen so schlafbefangen aus, auf den steinernen kühlen Treppen, in den weiten Corridors hallten unsere Schritte seltsam wieder. Verlassen und leer standen die engen Zellen der berühmten Männer von Corvey, die hier dachten, grübelten, litten und starben, verstummt waren die Orgelklänge in der Kirche, auf den Schwellen, wo sich sonst die Hülfsbedürftigen aller Stände drängten, denn das Kloster war berühmt wegen seiner Heilkunde und seines Hospitals, — wuchs jetzt zwischen den Ritzen der Steine Gras. — In dem „Kaiserhause", jenem Theil der Gebäude, der ehemals zur Aufnahme höchster Gäste diente, liegen die

elegant eingerichteten Gemächer des jetzigen Besitzers, des Herzogs von Ratibor, die wir durchwanderten. Manche Kostbarkeiten alten und neuen Styls, sind dort aufgestellt, Corvey beherbergt diesen seinen Herrn nur zur Jagdzeit alljährlich für wenige Tage.

In der Kirche mit den sechs ehernen Säulen, deren berühmte weithin schallende Glocke „Cantobona" einst an jedem Morgen die Gläubigen zur Andacht rief, standen wir lange. Sie birgt noch einen Schatz seltener Reliquien aus dem ehemaligen reichen Kloster, nach dem nun Keiner mehr fragt. Einst wurden sie Jahr um Jahr am Tage des heiligen Vitus dem versammelten Volke gezeigt unter großem Gepränge. Da enthüllte sich denn der Sarg der heiligen Genovefa, das goldene Kreuz der heiligen Judith, und die kostbare Reliquie des heiligen Kreuzes aus Palästina und viele andere. An keinem andern Tage, bei keinem Kirchenfeste sah man den Wald von Corvey so belebt von Menschengestalten aller Art, als zu dem Feste des heiligen Vitus im Rosenmonat. — Es galt ursprünglich der Gedächtnißfeier der Ueberführung des Leichnams jenes 12jährigen geistlichen Märtyrers Vitus, den der Kaiser Diocletian grausam hinrichten ließ, und sie hatte zugleich

eine gewisse politische Bedeutung. Diese Ueberreste waren nämlich, so erzählen die alten Chroniken, von Rom auf besondere Bitte dem Kloster des heiligen Dyonisius in Paris überlassen worden. Der Abt Hilduin aber, der zur Zeit Ludwigs dort fungirte, war eines Einverständnisses mit den rebellischen Söhnen des deutschen Kaisers beschuldigt, und in Folge dieser schweren Anklage in das Kloster Corvey nach Sachsen verbannt worden. Voll Reue und Sehnsucht nach der Heimath drang er nun Tag für Tag in den deutschen Abt Warinus, der ihn in Corvey empfing, eine Aussöhnung mit dem großen Kaiser zu versuchen, und gelobte dem Kaiser dafür die Reliquien des heiligen Vitus. — Der Kaiser verzieh denn auch, und Hilduin kehrte nach Frankreich zurück, um sein Wort zu erfüllen; der Leib des Heiligen wurde mit einem glänzenden Gefolge nach Sachsen gebracht. Die Reise sah einem Triumphzuge gleich, und zahllose Wunder begaben sich auf diesem Wege, so erzählt die Legende. In Corvey wurden diese Reliquien mit feierlichem Jubel empfangen. Aus allen Landen waren Vornehme und Geringe herbeigeströmt, die ganze Gegend hatte sich in ein großes Lager verwandelt, —

aber keinerlei Ausbrüche übermüthiger Luſt wurden laut, — fromme Lieder hallten durch den Wald und überall ſah man Gruppen andächtiger Beter. —

Frankreich dagegen trauerte lange um den Verluſt dieſes Reliquienſchatzes, nnd das Land ſchreibt ihm manches ſpätere Unglück zu, das ſich wie Wetterwolken entlud.

Das St. Vitusfeſt hat ſich bis auf den heutigen Tag erhalten, nur trägt es jetzt einen andern Charakter. Man tanzt und ſingt dort oben auf dem ſchönen Plateau des Berges, Scherz und Lachen ſchwirrt auf und ab, die alten Bäume werfen ihre Schatten auf Schaaren ſpielender Kinder, plaudernder Gruppen von Männern und Frauen, und am Abend zündet man große Feuer an, und da leuchten die weißen Kleider wie die Gewänder von Elfen durch das dunkle Grün. Auf der Weſer ſchwimmen bewimpelte Kähne mit Sängern — man ſchickt die Klänge hinauf und hinab — Fackeln werfen am Abend ihre Funken in den Strom. Loblieder werden wohl an jenem luſtigen Feſte noch immer laut, ſie gelten aber nur dem kleinſten und wunderlichſten aller „Heiligen“, dem Schalk Amor.

In alten Zeiten kam zum Vitusfeste das Wild von selbst aus dem Sollinger Walde in die Klosterküche, um sich schlachten zu lassen, und riesengroße Fische sprangen aus der Weser. Hinter dem Altar aber sprang sogar eine Quelle goldenen Weines auf, der dann unter das Volk vertheilt wurde. Im Kloster selber liebte man wohl ganz besonders den Wein von Rüdesheim, und zur Herbstzeit fuhren die Gespanne Corveys immer nach dem Rhein, um den Keller frisch füllen zu helfen. Wie reich die verschiedenartigen Schenkungen an Meierhöfen und Gütern das Kloster gemacht, beweist die Thatsache, daß diese Gespanne bis nach Rüdesheim hin nie unter fremden Dache Rast zu halten brauchten. Sie kehrten immer in ihr Eigenthum ein.

Als wir an den braungeschnitzten Kirchenstühlen standen, den Sitzen der früheren Aebte, wehte es wie Lilienduft zu uns hin — wir mußten an jene lieblich ernste Sage denken, die von dem Zeichen des nahen Todes erzählt, das jeder Abt in Gestalt einer Lilie am Morgen in der Stunde der ersten Messe in seinem Kirchenstuhl fand.

Und in den Kreuzgängen, die wir durchwanderten, da schliefen sie Alle den tiefen, traum-

losen Schlaf, Mönche und Aebte, und in zierlichen Buchstaben deuten die Steine, über die der Fuß hingleitet, den Namen des Todten an, ein Memento mori auf jedem Schritt.

Oben in dem großen, hellen Corridor, da hängen alle die Portraits der berühmten Männer Corvey's, bis zum letzten Abt des Klosters aus dem Hause Spiegel, eine Reihe hochinteressanter Köpfe, — Denker, Schwärmer, Asketiker, Gläubige mit kindlichem Ausdruck, sogar auch heitere Stirnen und lebenslustig blitzende Augen. — Und diese Gallerie charakteristischer Hände, einzelne mit wunderbarer Vollendung gemalt! — — Bei verschiedenen dieser Hände kam unwillkürlich der Gedanke, daß sie ohne zu beben das Todesurtheil von mehr als Einer Hexe unterzeichnet haben müßten — auch über Corvey und Höxter hängt ja wie eine leichte Wolke der Brandgeruch der Scheiterhaufen.

Diese Portraitgallerie ist die würdigste Vorbereitung zu der eigentlichen Schatzkammer von Corvey — der Bibliothek.

Hier tauchen noch immer zur Nachtzeit die Schatten des heiligen Adelhard auf, des gelehrten Ludolf, des frommen Alfried, des berühmten

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Wino. Die alte Bibliothek war eine der kostbarsten und reichsten in Deutschland, sie enthielt nicht nur die bedeutendsten theologischen Schriften, sondern auch die werthvollsten Werke des classischen Alterthums. Dort fanden sich die verloren geglaubten fünf ersten Bücher des Tacitus, — sie wurden als ein unschätzbares Geschenk dem Papst Leo zu Füßen gelegt. Die übrigen reichen Denkmäler geistlichen Lebens und Strebens wurden leider alle im 30jährigen Kriege zerstört, und wurden ein Raub der Flammen oder der Plünderung. Die herrlichsten literarischen Reliquien gingen verloren, nach denen nun die Geister der gelehrten Aebte vergebens in den weiten Säulen suchen. Jetzt ist sie wieder reich an neu gesammelten Bücherschätzen, und am hellen Tage geht dort jetzt ein Geist um, den Jeder mit Augen sehen kann, unser Dichter Hoffmann von Fallersleben, der Bibliothekar von Corvey.

In diesen kühlen geweihten Räumen sammelt er den Schatz seiner Volkslieder, ruhig und ungestört, — hier wandert die hohe kräftige Gestalt mit dem grauen Haar auf und nieder, hier schlägt die nimmer müde Hand nach, zeichnet auf, und das scharfe blitzende Auge fliegt prüfend und ver-

gleichend hin und her, — zuweilen summt er wohl eine alte, süße Melodie vor sich hin. Schöne Frauenköpfchen in Puder, reizende Gestalten in schimmerndem Atlas und Sammet, schauen lächelnd auf ihn herab, als wüßten sie, daß der ernsthafte Mann dort unten ein Sänger der Liebe sei. — Die große Flügelthür nach dem Balkon ist geöffnet, Schwalben flattern oft herein, und fliegen an der Decke stundenlang hin und her. Der Blick taucht in die grüne Parkeinsamkeit, im Rahmen der Berge. — Ein bequemer Sessel stand auf dem Balkon, dort ruht der Bibliothekar aus von seiner Arbeit, und der Dichter träumt — gesungene und ungesungene Lieder umschwirren ihn, die gesungenen sind ja auch zu „Volksliedern" geworden. Fern ab liegt die Welt mit ihrem Treiben und ihrem grellen Licht. Reiches Grün und eine Einsamkeit im Schatten einer ernsten Vergangenheit umgiebt den Dichter. Das vergessene und verlassene Kloster hat seine Bestimmung gefunden, es ist das Friedensasyl eines echten deutschen Sängers geworden.

In unserm Verlage ist ferner erschienen:

Elise Polko, Plaudereien. Mit dem Portrait der Verfasserin nach einer Zeichnung von Joseph Schex in Düsseldorf.

Preis: geheftet 1½ Thlr., eleg. gebd. mit Goldschnitt 2 Thlr.

Elise Polko, Plaudereien. Neue Folge.

Preis: geheftet 1½ Thlr., eleg. gebd. mit Goldschnitt 2 Thlr.

„Rosen im Thau nannte ein geistreicher Berichterstatter die hohen Damen, die kürzlich bei den Festlichkeiten in Dresden in buntes, blumenfarbiges Gaze gekleidet, von Diamanten übersäet, funkelten. Rosen im Thau sind auch diese neuen Gebilde der berühmten Verfasserin. Echte Rosen aus den Balsamgärten von Damaskus, von echten Diamanten blitzenden Geistes, wundervoller Formgebung überstrahlt. Wohin Frau Polko ihren geistigen Lichtstrahl wendet, wird das Schöne bezaubernd. Am Grabe von Hardenberg-Novalis, an der Seite Anton Rubinstein's, vor der ersten weißen Camelie der Kaiserin Josephine, in Caspar Scheuren's Malerwerkstatt, vor Schwind's Melusine erscheint sie als Fee, welcher die geheimnißvollen Naturkräfte sprechen, die hohe Kunst sich in tieferen Grundzügen enthüllt, das Herz eine wahre Sprache spricht. Auch in diesem Bande sind zahlreiche

vergessene oder unbekannte Züge aus dem Künstlerleben neu erzählt; es liegen interessante, mit feinstem Gefühl vorgetragene Beurtheilungen neuer Kunsterscheinungen darin vor. Für Frau Polko erschließen sich die Mysterien in Göthe's nun auch von seiner Schwiegertochter verlassenem Hause, ihrer Feder gelingt die Schilderung des preußischen Herrenhauses, des Fürsten Bismarck. All' die Schilderungen, Erzählungen, Mittheilungen greifen in das künstlerische, gesellschaftliche, geschichtliche Leben, in Memoiren, Tagebücher, verwehte Gedenkblätter zurück, und was Frau Polko bietet, ist frisch und ansprechend. Die zum Festgeschenk ausgestatteten Plaudereien werden am strahlenden Königshofe, im einfachen Bürgerkreise gleich willkommen sein."

(Neues Wiener Fremdenblatt 1872. Nr. 335.)

Bremen. **J. Kühtmann's Buchhandlung.**

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C03230926l